

# Die US-Präsidentschaftswahlen 2004

von **Cornelia Schaible**

## 1. Die Parteispender von Oscarville

Auf Partys gilt Politik als **absolutes Tabuthema**. Und auch sonst binden einem Amerikaner nicht gerade auf die Nase, ob sie **republikanisch oder demokratisch** wählen. Das wird höchstens unter guten Freunden diskutiert. Wer nun neugierig ist und wissen möchte, ob unter den lieben Nachbarn Polit-Sponsoren sind, kann dies auf **http://www.fundrace.org** erfahren: die eigene Postleitzahl eingeben genügt. Oder man tippt einfach einen Namen ein. Vielleicht ist der sonst so knausrige Chef mit einer großzügigen Wahlspende dabei? Überraschungen sind jedenfalls nicht ausgeschlossen.

Dabei sind diese Daten kein Geheimnis. Sie wurden bereits von der **US-Wahlkommission FEC** veröffentlicht und auch online zugänglich gemacht. Fundrace, dahinter steckt eine Non-Profit-Organisation aus New York, hat das Material nur neu aufbereitet. Herausgekommen ist eine nette kleine Sponsoren-Suchmaschine, die höchst interessante Ergebnisse liefert, ohne dass man sich erst durch elend lange Menüleisten durchklicken muss.

**Anonym bleiben** darf laut Gesetz nämlich nur, wer nicht mehr als 200 Dollar spendet. In Deutschland wäre ein solches Maß an Transparenz wohl unvorstellbar. Und so spuckt die Auskunftsdatei auf Wunsch nicht nur eine Liste aus der Nachbarschaft aus, sondern auch Namen prominenter Parteispender.

Womit die Sache überhaupt erst richtig spannend wird, nicht nur für Amerikaner. **Bill Gates** etwa, der große Wohltäter - hat der reichste Mann der USA auch etwas für Politik übrig? Fehlanzeige. Aber Moment, der heißt doch in Wirklichkeit William, und tatsächlich: Ein gewisser **William H. Gates**, Chairman von Microsoft, hat 2000 Dollar für die Wahlkampf von George W. Bush gespendet. Den möglichen Höchstsatz für Einzelpersonen also.

Auch wenn man probeweise die Namen von Filmschauspielern eintippt, wird man schnell fündig: **Ben Affleck**, wohnhaft im kalifornischen Santa Monica, unterstützte die Kampagne des Demokraten Wesley Clark, als dieser noch im Rennen war. Inzwischen unterstützt der Ex-Lover von Jennifer Lopez öffentlichkeitswirksam den designierten demokratischen Präsidentschaftskandidaten John F. Kerry. Und **Gwyneth Paltrow**? Sie hat immerhin öffentlich erklärt, dass sie ihr Kind nicht im Bush-Amerika aufziehen möchte. Der inzwischen nach Großbritannien ausgewanderte Hollywood-Star hat insgesamt 1500 Dollar für Kerry gespendet.

Kollegin Jennifer Garner, mit Wohnsitz in Beverly Hills, unterstützte gleich drei Demokraten-Bewerber, bevor Kerry schließlich das Rennen machte. Auch sonst ist es wohl wieder die bekannte liberale Elite aus "Oscarville", die sich für die Demokraten stark macht. **Tim Robbins** etwa, das könnte man sich gut vorstellen. Aber nein, der nicht. Seine Lebensgefährtin **Susan Sarandon**? Bingo. Ganz ähnlich sieht es in ihrer Nachbarschaft aus - einfach die Postleitzahlen 90210 und folgende eintippen. Die geografische Aufschlüsselung zeigt es dann ganz deutlich: Mehr Spendengelder als in **West Hollywood** konnten die **demokratische Partei** nur noch in New York einsammeln.

Offensichtlich sind es aber nicht nur die üblichen Verdächtigen, die sich für einen Machtwechsel im Weißen Haus stark machen, wie etwa der Regisseur **Oliver Stone** oder **Michael Moore**, dessen Anti-Bush-Film „Fahrenheit 9/11“ in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet wurde. Auf die Seite von Kerry geschlagen haben sich auch



**Leonardo DiCaprio, Lucy Liu und Ben Stiller.** In den USA lässt sich derzeit eindrucksvoll miterleben, „wie die Welt des Glamour zum Widerstand gegen George W. Bush rüstet“, so formulierte es kürzlich der „Spiegel“.

Dem Herausforderer gelang es indessen noch bei weitem nicht, den finanziellen Vorsprung des amtierenden Präsidenten aufzuholen: Nach einer Aufstellung von CNN hat Kerry bislang gut 117 Millionen Dollar an Wahlspenden kassiert, Bush bringt es auf 201 Millionen. Aber nun trommeln ja auch **Barbra Streisand** und Neil Diamond für JFK. Sie treten in Los Angeles gemeinsam bei einem Pro-Kerry-Konzert auf, und dann in New York noch einmal. Jedoch erst nach den Begräbnisfeierlichkeiten für den verstorbenen ehemaligen US-Präsidenten Ronald Reagan.

In jedem Falle heißt es aber noch lange nicht, dass willige Spender auch Wähler sind. Beispiel Großinvestor **Donald Trump**: Der Mann mit der seltsamen Föhnfrisur, der in den USA dank seiner Jungmanager-Castingshow „The Apprentice“ überaus populär ist, kann laut fundrace.org gleich zwei Spendenquittungen über je 2000 Dollar abheften - **eine von Bush und eine von Kerry.**

## 2. Die Kandidaten und der Wohlfühl-Faktor

Kürzlich **hielt Amerika inne**, gab sich eine Auszeit vom Alltag und besann sich auf sich selbst. Eine ganze Woche lang. Der Anlass? Nun, eigentlich war es ein Trauerfall: Am 5. Juni, das war an einem Samstag, starb **Ronald Reagan**; eine Woche später wurde er beerdigt. In diesen sieben Tagen trat alles zurück, was vorher die Schlagzeilen bestimmt hatte – das Debakel im Irak, der Folterskandal im Militärgefängnis von Abu Ghoreib, die hohen Benzinpreise. Dass gerade CIA-Chef George Tenet zurückgetreten war, dafür interessierte sich kein Mensch mehr. Okay, es ließ sich nicht verhindern, dass George W. Bush in der Trauerwoche ständig irgendwo auftauchte und etwas in der Art sagte wie: „Aber ich bin Reagans größter Fan aller Zeiten!“ Doch selbst er dürfte irgendwann gemerkt haben, dass er nur noch nervte.

Abgesehen davon ging es in den Fernseh-Politmagazinen plötzlich ungewöhnlich heiter zu – **Reagans herrlicher Humor**, in unzähligen Filmausschnitten vorgeführt, wirkte irgendwie befreiend. Die Nation erinnerte sich an den „Gipper“, wie Reagan nach seiner berühmtesten Rolle genannt wurde. Die Leute lachten und wischten sich gleichzeitig eine Träne aus dem Augenwinkel. Und ich dachte kurzzeitig, ich sei im falschen Film.

Nun, ich habe die achtziger Jahre in Deutschland erlebt. Und mir fällt zu Reagan vor allem ein: **Star Wars**. Die Verdammung der Sowjetunion als „Reich des Bösen“. Als Ende 1983 die Pershing-II-Raketen in der Bundesrepublik stationiert wurden, studierte ich im ersten Semester in Tübingen. Mutlangen war nicht sehr weit weg. **Wir hatten Angst**. Und waren gleichzeitig sehr, sehr wütend. Im einem Magazin las ich dann, wie das amerikanische **Haushaltsdefizit** wegen der Militärausgaben explodierte – das beunruhigte selbst Reagans Budgetdirektor, David Stockman hieß er, das fällt mir jetzt alles wieder ein. Und überhaupt: Was haben wir damals über Reagan gespottet, diesen Hollywood-Cowboy im Weißen Haus! Und nun höre ich, dass dieser Mann den Amerikanern ihr Selbstvertrauen zurückgegeben hat. Ihren Optimismus. Wie bitte?

Zugegeben: Ronald Reagan führte Amerika – im Gegensatz zum kleinen Bush, der ihn sein Vorbild nennt – in keinen Krieg. Reagan rüstete die Sowjetunion einfach zu Tode. Und Michail Gorbatschow wurde schließlich sein Freund – auch der sowjetische Staatschef konnte sich der **Charme-Offensive des 40. US-Präsidenten** auf Dauer nicht entziehen. Ebenso wenig wie das amerikanische Volk, wie sich nun herausstellt. Denn nachdem Reagan schließlich zu Grabe getragen war, trat immer deutlicher hervor, dass er als Präsident keinesfalls unumstritten war.

„Der Reagan, an den ich mich erinnere, wurde nicht verehrt oder geliebt, als er noch im Amt war“, behauptete ein Leserbriefschreiber jüngst in der „Metrotimes“, einem Anzeigenblatt mit politischen Ambitionen aus Detroit. „Mein Beweis? Ich war damals in der Sechsten und gerade im Klassenzimmer, als die Nachricht kam, dass auf Reagan geschossen wurde. Meine Klasse stand auf und jubelte.“

Der Leserbriefschreiber wertet das aus heutiger Sicht als „ebenso traurigen wie bezeichnenden Akt“. Als Schulkinder, so meint er entschuldigend, hätten sie eben einfach **die Stimmung gespürt** und wiedergegeben, die damals im Lande herrschte. Aber als Reagan sich nach dem Attentat im März 1981 überraschend schnell erholte und nach kürzester Zeit die Regierungsgeschäfte gut gelaunt wieder übernahm, muss das die Leute schwer beeindruckt haben. **Reagans unverwüsthliche Zuversicht** überstrahlte alles: anfangs die steigende Inflationsrate und die hohe Arbeitslosigkeit, später die Iran-Contra-Affäre. Aber das erklärt noch nicht ganz, warum die Amerikaner heute mit so viel Wehmut auf die Präsidentschaft Reagans zurückblicken.

Das wird nur verständlich vor dem Hintergrund der heutigen Regierungsmannschaft. Nicht nur beim **Vergleich mit dem aktuellen Amtsinhaber**: Das schiefe Grinsen von George W. dürfte nicht einmal bei seinen republikanischen Anhängern Wohlgefühl hervorrufen. Dann ist da noch Vize Dick Cheney, der unheimliche Strippenzieher im Weißen Haus. Und Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, der Schreckliche.

„Aber am meisten Angst macht mir Condi Rice“, vertraute mir eine Freundin an. „Sie hat so kalte Augen.“

Das **wachsende Unbehagen an ihrer Regierung** war für die meisten Amerikaner bislang schwer in Worte zu fassen. „Bush versetzt die Leute doch nur in Angst und Schrecken“, sagte mir die Politikstudentin Kristin Stoner aus Ann Arbor bei den demokratischen Vorwahlen im März in Michigan. Der designierte demokratische Präsidentschaftskandidat John Kerry nannte es einmal eine **„Kultur der Angst“**, die sich in Amerika breit gemacht hat. Wie es dazu kam, ist jetzt im Kino zu sehen – in „Fahrenheit 9/11“ von Michael Moore.

Man hat dem **Filmemacher und Autor Moore** schon vieles vorgeworfen: Er sei ein Polemiker, ein Demagoge gar. Das mag sein, und er ist das auf eine ziemlich witzige und geniale Art. Dass ihm der Kritiker der „Detroit Free Press“ vorhält, an seinem jüngsten Film sei wenig neu, mag daher überraschen – aber es spricht eher für Moore. Tatsächlich verwendet dieser in seinem Streifen viele – teilweise sogar satzsam bekannte – Filmausschnitte, Schnipsel aus Nachrichtensendungen und Interviews. Der „Alles Lüge!“-Einwand der Bush-Administration ist somit entkräftet. Was mir erst beim zweiten Ansehen des Filmes auffiel: Moore hält sich diesmal über weite Strecken erstaunlich zurück, spricht anfangs nur die Überleitungen. Na ja, ab und zu gibt's auch ein paar flapsige Bemerkungen. Und die Art, wie er das Filmmaterial teilweise schneidet und kombiniert, könnte man bei freundlicher Gesinnung gerade noch suggestiv nennen.



Aber warum strömen die Leute in den Film, wenn sie gar nicht so viel Neues erfahren? Nun: Vielen ist eben doch nicht geläufig, dass die Mitglieder der Bin Laden-Familie nach dem Terrorangriff des 11. September ausgeflogen wurden. Oder in welchem Maße die Bush-Familie mit dem Saudischen

Herrscherhaus geschäftlich verstrickt ist. **Wer hat schon die ganzen Bücher gelesen, in denen das alles steht?** Auch die Erkenntnisse der 9/11-Kommission hat nicht jeder parat. Meine Sitznachbarin im Kino schaute jedenfalls manchmal ziemlich ungläubig und hörte sogar für kurze Zeit auf, Popcorn zu essen. Sie lachte, als Bush Saddam Hussein

harte Schläge androht und dann den Golfschläger schwingt. Als einige Opfer aus dem Irakkrieg gezeigt wurden, schlug sie die Hände vors Gesicht. Und als die Mutter, die ihren Sohn im Irak verloren hat, von maßlosem Schmerz überwältigt wurde, da weinte meine Nachbarin.

Ob die Kinobesucher im November nun alle für John Kerry stimmen? Schwer zu sagen. Vor allem, wenn man den offenbar so **wichtigen Wohlfühl-Faktor** in die Überlegungen mit einbezieht. Dass der groß gewachsene Kerry eine **präsidiale Statur** besitzt, wird niemand bestreiten wollen. Aber der Vietnam-Veteran ist kein Strahlemann, und er verspricht seinen Wählern auch nicht das Blaue vom Himmel. In seiner Rolle als Herausforderer muss er die bestehenden Verhältnisse notgedrungen schlecht reden. Außerdem will er Bushs Steuersenkungen zurücknehmen sowie Unternehmen steuerlich bestrafen, die Arbeitsplätze ins Ausland verlegen. Die US-Truppen will er nicht einfach aus dem Irak abziehen, sondern die Sache dort anständig zu Ende führen.

Deswegen werden jetzt Stimmen laut, die sagen, er solle sich endlich **John Edwards als Vize\*** ins Boot holen. Das ist Kerrys Konkurrent aus den Vorwahlen – der jungenhafte Senator aus Massachusetts ist ein begnadeter Populist. Dazu hat Edwards bestimmt das **strahlendste Politiker-Lächeln seit John F. Kennedy. Und das ist doch schon was in diesen Zeiten.** (\*Nachtrag 5. Juli und geworden ist es ... John Edwards)

### 3. Die Erfindung des E-Patrioten

Manchmal ist nichts so sehr von gestern wie die Zeitung von heute. An jenem Vormittag, als John Kerry seinen Mitstreiter im Kampf um die US-Präsidentschaft im Fernsehen bekannt gab, war die Morgenlektüre **schon Altpapier, als sie noch auf dem Frühstückstisch lag.** Nur die „New York Post“, ein vorausschauendes Medium fürwahr, hatte mutig Kerrys Kompagnon aufs Titelblatt gehievt – dumm nur, dass es der Falsche war. Über die Richtigstellung am Morgen darauf lachte die ganze Nation. „Kerrys Entscheidung: Der Demokrat sucht sich Edwards als Vizepräsidenten-Kandidaten aus (wirklich)“, titelte das Blatt. Und sah dabei ziemlich alt aus.

Genau wie die Konkurrenz. Denn **im Internet kursierte der richtige Name** lange vor der offiziellen Ankündigung. Und kaum hatte ihn Kerry ausgesprochen, da ging online die Schlammschlacht schon los. Auf der Bush-Website tauchte angeblich binnen Sekunden Anti-John-Edwards-Material auf. Ruckzuck wurde außerdem [www.kerrypicksedwards.com](http://www.kerrypicksedwards.com) freigeschaltet – und noch einmal ordentlich nachgelegt. Was hätten die Bush-Kämpfer gemacht, wenn Kerry einen Überraschungs-Coup gelandet hätte?

Egal. Eines ist sicher: Wie viele Millionen Bush und Kerry auch noch für Fernsehspots verpulvern mögen, **der wahre Wahlkampf tobt längst – im Internet.** Und da geht es wenig zimperlich zu. Das Videospielchen, in dem der demokratische Esel per Mausclick den Cowboy aus dem Weißen Haus befördert, und zwar locker auf einem Hinterhuf ([www.democrats.org/kickbushout/](http://www.democrats.org/kickbushout/)), ist so gesehen richtig nett. In einem Video auf der Bush-Homepage – nach dem man ein bisschen suchen muss – werden Reden von prominenten Demokraten mit dem Gebrüll des Großen Diktators verschnitten. Die Kerry-Unterstützer von [www.moveon.org](http://www.moveon.org) hatten mit dem Präsidenten allerdings schon Ähnliches angestellt. Die jeweiligen Parteianhänger bleiben sich gewiss nichts schuldig – **Unappetitliches findet sich in Online-Newslettern beider Seiten zuhauf.**

Und in den Blogs fliegen sowieso die Fetzen. Mit einem Unterschied: Hier dürften die Demokraten die Nase vorn haben, wenigstens rein zahlenmäßig. Denn dass **politische Weblogs**, kurz Blogs, in den USA zum Massenphänomen gerieten, das geht nachweislich auf das Konto der demokratischen Opposition. Kostprobe gefällig? Einfach auf die Demokraten-Homepage gehen, [www.democrats.org](http://www.democrats.org). Dort findet sich eine kleine, aber feine Auswahl – die politischen Online-Journale heißen „Patridiot Watch“, „Pandagon“ oder auch „Liberal Oasis“. Klingt so richtig nett nach Basis.

Okay, „das Establishment bloggt zurück“, stand schon vor Monaten in der „Netzeitung“. Kaum ein Politiker, der auf sich hält, verzichtet heute auf **die Kladde im Web**. Da lässt sich selbst Bush nicht lumpen – auch seine offizielle Homepage verzeichnet ein Blog. Aber hat sich das einmal jemand angeguckt? Die fleißigen Netzwerker, die es verwalten, haben wohl etwas missverstanden: Darunter finden sich hauptsächlich wohlmeinende Presseartikel über den Präsidenten. Dabei wird unter der Rubrik **„Was ist ein Blog?“** auf der Seite noch lang und breit definiert.

Verständlich, dass Bush zwischen Wahlkampf und Kriegsführung nicht auch noch Zeit hat, ein Netztagebuch mit Eintragungen zu füttern. Zu so etwas kommen eben nur unnütze „Liberale“ (in den USA ein Schimpfwort), die nichts Besseres im Sinn haben, als den Präsidenten aus dem Sattel zu heben. Die Opposition im virtuellen Untergrund. Das hört sich gegenwärtig zwar etwas merkwürdig an, nachdem Bush-Bashing so eine Art Volkssport geworden ist, Bush-kritische Schmöker stapelweise in den Buchhandlungen ausliegen und der Anti-Bush-Film „Fahrenheit 9/11“ Kassenrekorde erzielt. Aber im Web fing alles an.

Nun, es gab einmal eine Zeit in Amerika, da traute sich kein Mensch laut etwas gegen Bush zu sagen. Ich erinnere mich gut daran, denn es ist gerade ein Jahr her. In jenem Frühsommer 2003, als ich in die USA kam, schnitt ich alle Artikel aus, die sich kritisch mit der Regierung auseinandersetzen. Besonders viel zu schnippeln gab es nicht. **Paul Krugman**, Kolumnist der „New York Times“, war einer der wenigen, **die kein Blatt vor den Mund nahmen**. Und Jack Lessenberry, freier Journalist und Universitätsprofessor in Detroit, wettete schon länger gegen den „schlechtesten Präsidenten aller Zeiten“. Die **Cartoonisten** ließen sich ebenfalls nicht einfach gleichschalten. Ansonsten galt: „Hacke nicht auf einem Kriegs-Präsidenten herum!“ Das ist ein Satz aus dem Film „Iron Jawed Angels“ der deutschen Regisseurin Katja von Garnier, der im amerikanischen Bezahlfernsehen lief. Im Streifen über die US-Frauenrechtlerin Alice Paul, verkörpert von Hilary Swank, war damit zwar Präsident Wilson gemeint, aber welcher Zuschauer denkt dabei nicht an den aktuellen Amtsinhaber?

Wer den Krieg im Irak für einen Fehler hielt, sprach noch Monate nach dem Einmarsch **höchstens hinter vorgehaltener Hand** darüber – und nur unter engsten Freunden. George W. Bush war so etwas wie der Gottseibeius geworden, den man besser gar nicht beim Namen nannte. „Sprechen Sie es ruhig aus“, sagte einer meiner Schüler aus der Deutsch-Literaturklasse, als ich eine vorsichtige Andeutung machte, „wir hassen ihn alle.“

Und dann kam **Howard Dean, der zornige Doktor aus Vermont**, und haute mit der Faust kräftig auf den Tisch. Aber alles schön der Reihe nach: Erst einmal rief der hoffnungsvolle demokratische Präsidentschaftskandidaten-Kandidat eine „Graswurzelbewegung“ aus. Das leuchtete mir ein, denn wo das subtile Gift des Anti-Terroristengesetzes „Patriotic Act“ erst einmal eingesickert ist, wächst bestimmt kein Gras mehr. **Die Angst, als unpatriotisch** zu gelten, ließ abweichende Meinungen gar nicht erst aufkommen. Eine Freundin, die regelmäßig Anti-Bush-Pamphlete per E-Mail verschickte, machte sich ernsthaft Sorgen um ihre Zukunft. Mir erschien das übertrieben – im „Land of the Free“! Inzwischen ist bekannt, dass in jüngerer Zeit auch völlig unbescholtene Bürger ins Visier der Geheimdienste gerieten. Bush hatte zudem keinen Zweifel daran gelassen: „Wer nicht für mich ist, ist für die Terroristen.“

Der Ex-Gouverneur Dean machte dann seinem Unmut öffentlich Luft und sprach Klartext – zu den Themen **Krieg, soziale Ungerechtigkeit und Abbau demokratischer Grundrechte**. Er ermunterte all jene frustrierten Wähler, die nicht für Bush gestimmt hatten (was bekanntlich mehr als die Hälfte war), es ihm gleich zu tun. Und wo? Im Internet. So erfanden die Demokraten **den E-Patrioten**: einfach einloggen und losbloggen.

Wie viel Erfolg die Aktion hatte, zeigt etwa die John-Kerry-Seite: Dort sind so viele Blogs und Homepages aufgeführt, dass man sich zum Ausdrucken das gute alte Endlospapier zurückwünscht. Nur die Ur-Seite der E-Patrioten-Bewegung gibt es nicht mehr – aus deanforamerica.com wurde democracyforamerica.com. Denn bei den Vorwahlen stieß

Dean diesen einen markerschütternden Schrei aus, der ihn berühmt machte, mit dem er sich im Kandidaten-Rennen jedoch prompt disqualifizierte. Aber nicht nur seine demokratischen Parteifreunde zuckten zusammen. Ganz **Amerika war aufgewacht**.

Der Mob an der Basis bloggte indessen munter weiter, was die Tastatur hielt – die richtige Polit-Aktivität auch für Leute, die sonst ihren Allerwertesten vielleicht nicht hochkriegen. Selbst eine **milde Gabe fällt per Mausclick** offenbar leichter: Kerry liegt neuerdings beim Wahlspenden-Einsammeln deutlich vor Bush. Mitunter hat man aber schon den Eindruck, dass den demokratischen Parteivertretern die Geister, die sie da riefen, **ein wenig unheimlich** werden. Also: In die Ecke Besen – sei's gewesen? **No way**. Irgend jemand hatte eine bessere Idee. 30 ausgesuchte Blogger dürfen mit zum Wahlparteitag der Demokraten vom 26. bis 29. Juli in Boston, Massachusetts.

#### 4. Let's party - ein Potluck für die Partei

Zu den denkwürdigsten Erlebnissen in dieser **Vorwahlzeit** gehört sicher, mit wildfremden Menschen um einen Küchentisch zu sitzen, Chips und Quiche zu essen und über Politik zu diskutieren. Die Quiche brachte übrigens Claire mit. Claire ist Französin und kann in diesem Land ebenso wenig wählen wie ich, aber ihr Mann Peter ist Amerikaner. Und weil der möchte, dass der nächste Präsident John Kerry heißt oder wenigstens auf keinen Fall George W. Bush, sitzt er am letzten Abend des **demokratischen Parteitages** in der Küche von Sue Lea. Deren Mann



Andrew ist Kanadier und darf deswegen auch nicht zur Wahl gehen – er sei „noch keiner Partei verpflichtet“, schreibt Sue in ihrer Einladung zur **Hausparty** auf der John-Kerry-Website. Sie sei ebenfalls independent, also unabhängig und parteilos, seitdem sie zum ersten Mal gewählt habe. „Aber bei dieser Wahl bin ich Demokrat, denn ich kann einfach nicht ertragen, was Bush unserem Land antut.“

Und weil Sue Lea das Gefühl hat, dass sie noch mehr dazu tun muss, dass es im Weißen Haus einen Machtwechsel gibt, hat sie sich Anfang des Jahres der Kampagne von John Kerry angeschlossen. **Übers Internet**. Das war noch in der Zeit der Vorwahlen, als John Kerry gerade eben erst ein Profil bekam. „Ich war einfach so wütend“, sagt die 34-Jährige, die mit ihrem Mann und zwei Hunden in Warren lebt, einer Industriestadt gleich neben Detroit. Mit einer Online-Wahlspende habe alles angefangen. „Ich mag diesen Graswurzel-Ansatz“, steht in der bereits erwähnten Veranstaltungs-Notiz, die für den Abend von Kerrys Parteitagsrede **zum gemütlichen Beisammensein** einlädt: „Ich freue mich darauf, ein paar neue Leute kennenzulernen – es ist auch eine Ausrede dafür, ein paar alte Freunde bei uns zu haben. Alle sind willkommen – je mehr, desto besser!“ Dabei gilt das **Prinzip Potluck-Party**: Jeder bringt was zum Essen oder zum Trinken mit, und der Rest ergibt sich.

In Amerika muss es an diesem Abend viele Tausend dieser Hauspartys geben – im Umkreis von 25 Meilen von meinem Wohnort aus, wie die Abfrage über [www.johnkerry.com](http://www.johnkerry.com) ergibt, sind es bereits über ein Dutzend. Mit dieser Methode hat auch **ein Besucher von der amerikanischen Westküste** zu Sue und Andrew Lea gefunden: Er habe einfach die Postleitzahl seiner Eltern eingetippt, sagt David, der aus Warren stammt und heute in Seattle lebt. Wenn man schon seinen Heimaturlaub zur Zeit des Demokraten-Parteitages plant, kann es auch nicht schaden, ein paar Gleichsinnte zu



treffen. „Das ist **Demokratie in Aktion**“, meint er begeistert und probiert die Quiche. Serviert wird auf Papiertellern mit Stars and Stripes.

Vielleicht ist es tatsächlich so, dass sich in Amerika gerade die **politische Kultur** verändert – und zwar mit Hilfe von E-Mail und Internet. „Wir würden sonst heute Abend hier einfach nicht sitzen“, sagt Sue, die an der Universität von Michigan in Flint Soziologie unterrichtet, „vor fünf Jahren hätte es das nicht gegeben.“ **Die Leute an der Basis** – also den „grassroots“ – übers Internet zur politischen Partizipation zu bewegen, war unter anderem die Idee von Howard Dean, dem Arzt und früheren Gouverneur des Mini-Bundesstaates Vermont, der dann aber in den Vorwahlen John Kerry unterlag. Die Graswurzel-Idee machte Schule – nicht nur bei der gesamten demokratischen Partei. **Auch Republikaner haben den Trend erkannt**, und man könnte mittlerweile fast meinen, als seien Weblogs und die übers Internet organisierten Hauspartys allein ihre Idee. Entsprechend sind auch die Einladungen für den Republikaner-Parteitag bereits online – die nächste „Party für den Präsidenten“ steigt am 2. September. Eine gewisse Shane im Detroitter Vorort Farmington Hills macht sogar schon ihre zweite.

Eine andere Aktion, die ebenfalls online organisiert wurde, dürfte allerdings den Demokraten vorbehalten bleiben: „Bake back the White House.“ Nach dem Motto, „die Opposition bäckt zurück“. **Lacht da etwa jemand? Hey, wir sind in Amerika!** Das ist das Land, in dem selbst die Präsidentengattin und die Frau des Herausforderers zum Cookie-Contest antreten. Sie habe Chocolate-Chips-Cookies gebacken, erzählt Sharon, ebenfalls zu Gast bei Sue. Den Vertrieb habe sie allerdings anderen überlassen. Aber bei der Sache seien insgesamt 750000 Dollar für Kerry hereingekommen! Ist das etwa nichts?

Außerdem hat es **Spaß** gemacht, sagt Sue. „Und wenn etwas lustig ist, machen die Leute auch mit.“ Vielleicht hat sie Recht. Möglicherweise engagieren sich manche aber auch, weil sie es ganz gar nicht mehr lustig finden, was der Rest der Welt über sie denkt. „Es ist einfach **peinlich**“, sagt Peter. „Ich reise viel – nach Spanien oder nach Frankreich. Und die Menschen dort sind einfach besorgt über die Richtung, die unser Land einschlägt.“ In letzter Zeit gehe das sogar so weit, dass man überhaupt nichts mehr darüber hört: „Ich glaube, die Leute sind einfach frustriert.“

In Europa haben manche so ihre Zweifel, ob mit Kerry einfach alles besser wird. Ach ja, Kerry – „wann ist denn die große Rede?“ fragt plötzlich jemand. Bei den Leas steht der Fernseher unten im Keller, was für amerikanische Verhältnisse eher ungewöhnlich ist, und so haben die Besucher das Parteitagsgeschehen ganz aus den Augen verloren. Aber noch ist es noch nicht so weit – gerade sind mal wieder Kerrys Töchter dran. „Sie spricht gut“, sagt Andrew über die blonde **Vanessa Kerry** und witzelt, „besser als ihr Vater!“ John Kerry war bei den Vorwahlen auch mal in Warren, einer Stadt mit demokratischer Tradition, aber das war an einem Vormittag, als der Rest der Welt arbeiten musste.

Nach Vanessa Kerry kommt Alexandra, die der Nation die Geschichte vom Hamster erzählt, den Vater John vor dem Ertrinken rettete und erfolgreich wiederbelebte. „Er war nie mehr ganz richtig – aber er lebte.“ Moment, erzählte nicht Patti Reagan kürzlich beim Begräbnis ihres Vaters Ronald etwas von einem Goldfisch? Egal. „Nichts, was wir hier hören, bleibt dem Zufall überlassen“, sagt Peter, und damit hat er wohl Recht. Es ist eine **perfekte Inszenierung**. Und nach den Töchtern – Familie! Familie! – dürfen noch die Kameraden aus dem Vietnamkrieg ran. „Das ist, wie wenn man die Beilagen vor dem Truthahn serviert“, stöhnt David. „Erst kommt die Füllung, dann die Soße und die Preiselbeeren. Bringt doch endlich mal den Vogel rein!“

Es ist nach zehn, als **John Kerry** endlich auf der Bildfläche erscheint. Mit roter Krawatte. Der Applaus schwillt an. „Danke, danke!“ Die Kamera fährt in die Zuschauerreihen, irgendwo stehen die unverschämt gut aussehenden Söhne von Teresa Heinz Kerry, daneben ihre Stiefschwester, die Töchter von John Kerry. Alexandra schnieft. Weint sie oder hat sie einen Schnupfen? „Sie ist erkältet“, sagt Claire mit Überzeugung. „Da gibt’s bestimmt Aircondition!“

Auch im ausgebauten Keller der Leas, wo neben der **Fernseh-Sitzgruppe** ein paar Fitnessgeräte stehen, ist es ziemlich kühl. Wahrscheinlich liegt es daran, dass nach der Rede keiner so richtig enthusiastisch wirkt. „Er hat viel versprochen“, meint Sue. „Aber er ist in jedem Fall besser als Bush“, sagt Andrew.

## 5. Alle lieben Teresa, sagt John

Eines ist sicher: Laura wäre das nicht passiert. Denn Laura ist eine Dame. Wie sich das für die First Lady gehört, nach dem **traditionellen Rollenbild** jedenfalls. Vielleicht wird Teresa die nächste First Lady – das entscheidet das amerikanische Wahlvolk am 2. November. Es wählt natürlich in erster Linie den Präsidenten der Vereinigten Staaten und nicht dessen Frau. Dass die ab und zu Dinge sagt, die nicht ganz protokollreif sind, tut folglich nichts zur Sache. Oder etwa doch?

Denn mit **Teresa Heinz Kerry** bekäme Amerika zweifellos eine **First Lady**, wie es noch keine hatte. Ungefähr das glatte Gegenteil von **Laura Bush**: Die Frau des amtierenden US-Präsidenten wird bevorzugt mit dem Adjektiv „demure“ charakterisiert, was so viel heißt wie betont zurückhaltend. Teresa Heinz Kerry, die bessere Hälfte des demokratischen Herausforderers, gilt dagegen als „outspoken“. Man könnte auch sagen, sie hat mitunter ein ziemlich loses Mundwerk. Was sie am Vorabend des Demokraten-Parteitages eindrucksvoll bewies: Als ihr ein Reporter dumm kam, sagte sie sinngemäß, er solle sich seine Fragen **sonstwo hin stecken**. „Shove it!“

Mamma mia, Teresa. **First-Lady-like** waren diese zwei Wörter gewiss nicht. Doch irgendwie erfrischend. Die Medien hatten jeweils ihre helle Freude daran – vom betroffenen Journalisten einmal abgesehen. Und John F. Kerry, der demokratische Herausforderer von George W. Bush, dürfte gelassen reagiert haben, als ihm die jüngste verbale Breitseite seiner Gattin zu Ohren kam. Es scheint ihn sogar köstlich zu amüsieren, wenn sie etwas sagt, mit dem keiner rechnet. Etwa beim Interview mit Diane Salvatore in der jüngsten Ausgabe von „Ladies‘ Home Journal“. Auf die Frage, wie sie denn so als Ehefrau sei, antwortet Mrs. Heinz Kerry: „Ich bin sicher schwierig.“ Aha. Und was meint ihr Mann dazu? „Der **Senator lacht herzlich**“, steht in Klammern dahinter.

Teresa hat Temperament. Und sie ist **verblüffend ehrlich** – sagen wir einmal, sie pflegt eine geradezu **europäische Direktheit**. Nur verliert sich so etwas in den Staaten normalerweise und erfahrungsgemäß sogar sehr schnell. Wer will schon ständig anecken?. Heinz Kerry hingegen scheint das nicht zu stören. Sie besteht einfach auf ihrer ganz persönlichen Redefreiheit – denn sie habe lange genug in einer Diktatur gelebt, sagt die in Mosambik geborene Tochter eines portugiesischen Arztes. Mit der fremdländischen Herkunft kokettiert sie gerne: „Out of Africa“ brachte es die Kolumnistin Maureen Dowd in der „New York Times“ auf den Punkt..

In den Augen der meisten Amerikaner macht das Teresa Heinz Kerry so exotisch, dass es auf ein paar spitze Bemerkungen auch nicht mehr ankommt. Und einer schönen Frau verzeiht man ohnehin viel – wenn sie dazu noch reich ist, sowieso. Wie reich, weiß allerdings keiner so genau; die Witwe des Ketchup-Erben John Heinz soll 500 Millionen bis eine Milliarde Dollar schwer sein.

Ich ertappe mich dabei, dass ich an Teresa denke, wenn im Restaurant eine Flasche **Heinz-Ketchup** auf dem Tisch steht. Wahrscheinlich geht es Republikanern genauso, sonst würden sie nicht für das Alternativ-Produkt W-Ketchup werben. Was natürlich unsinnig ist, denn John Kerry kann ohnehin nicht über die Ketchup-Millionen verfügen – Teresa Heinz Kerry erwähnt gelegentlich, dass sie einen Ehevertrag abgeschlossen hat. Es ist schon bemerkenswert, dass John Kerry eine Millionen-Hypothek auf seine Villa in Boston aufnehmen musste, um seine Wahlkampagne anzukurbeln. Nun, sie hat ihm das Haus geschenkt, insofern hat sie auch ihren Anteil daran. Aber Frau Kerry lässt sich eben **nicht einfach vor den Karren spannen** – die schwerreiche Wohltäterin, die sich großzügig für **soziale und umweltpolitische Belange** einsetzt, fährt ihr eigenes



Programm. Und so wirbt sie bei ihrer Parteitagsrede nicht nur pflichtgemäß für ihren Mann, sondern verkündet: „Es ist Zeit für die Welt, auf die Stimme der Frauen zu hören.“

Bei Teresa Heinz Kerry hört man besonders gerne zu. Sie trägt ein Kostüm in leuchtendem Nancy-Reagan-Rot, und sie wirkt fast schüchtern, wenn sie ans Mikrofon tritt. Die Zuhörer begrüßt sie in den **fünf Sprachen, die sie fließend beherrscht**; Amerikanisch spricht sie mit Akzent, einer, auf den man neidisch werden könnte. So weich ist Englisch sonst nie. Und obwohl sie in der Regel frei spricht, hat sie etwas auffallend Verhaltendes an sich. Sie wirke wie ein Filmstar von früher, konnte man über sie lesen. Ich habe lange überlegt, und bin dann darauf gekommen, dass sie ein bisschen an Ingrid Bergmann erinnert. Teresa Heinz Kerry besitzt diese unbestimmbare Rätselhaftigkeit der einstigen Leinwanddiven. Und dann streicht sie sich die Haare aus dem Gesicht, und die **Männer liegen ihr zu Füßen**. Sogar die Journalisten. „Sie ist bei weitem die sexieste Politikerfrau“, entfährt es John Harwood vom „Wall Street Journal“, und das auch noch live auf CNN.

Über Laura Bush würde das keiner sagen. Bei ihr sitzt außerdem jede einzelne Haarsträhne, wo sie hingehört. In ihrem Leben herrscht **Ordnung**, das sieht man. Die gebürtige Texanerin, die erst Lehrerin war und später als Bibliothekarin arbeitete, sollte man aber auf keinen Fall unterschätzen. Sie ist vielleicht keine Intellektuelle, aber eine sehr kluge Frau. Und dass aus dem Alkoholiker George W. Bush ein trockener Alkoholiker und ein wiedergeborener Christ wurde, ist sicher mit ihr Verdienst. Ob sie Amerika damit einen Gefallen erwiesen hat, ist eine andere Frage. Manchmal, wenn ich ihr für Wahlkampfzwecke maskenhaft geschminktes Gesicht sehe, überlege ich mir, was diese Frau wohl alles mitgemacht hat. Aber Laura Bush zeigt ihre Gefühle nicht – sie versteckt sie unter diesem **festgefrorenen Dauerlächeln**, das für Amerika so typisch ist. Und immer geht sie einen halben Schritt hinter dem Präsidenten.

Teresa Heinz Kerry besitzt diese Disziplin nicht. Manchmal wirkt sie sogar gelangweilt, wenn John Kerry spricht. Ein Albtraum für die Wahlkampfberater. Dabei guckt sie stets ein bisschen traurig, sogar wenn sie lächelt. **Sie hat den Fado im Blick**. Den Tod ihres ersten Mannes habe sie nie ganz verwunden, heißt es: John Heinz kam 1991 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. „Er war meine erste große Liebe“, sagt sie schlicht. Wenn John Kerry sie küssen will, verzieht sie manchmal das Gesicht. Aber beim Interview mit Larry King halten die beiden Händchen. Und wenn Teresa etwas sagt, lauscht John verzückt. Meine Güte, ist dieser Mann vernarrt in sie! Bei Kerry nach außerehelichen Affären zu fahnden, dürfte jedenfalls **ziemlich aussichtslos** sein – offenbar ist er immer noch dabei, seine eigene Frau zu erobern. Und das nach neun Jahren Ehe. Ihre Wirkung auf andere entgeht ihm dabei nicht: „Wo immer Teresa hinkommt“, sagt John Kerry, „die Leute lieben sie.“

Das merkt man auch auf dem Parteitag. Und wenn sie sagt, dass ihr Mann ein Kämpfer sei, dann glaubt man es ihr sofort. Ihre spontane Art lasse John Kerry menschlicher wirken, meinen die Parteistrategen. Dass er es mit dieser Frau aufnimmt, spricht jedenfalls für ihn.

## 6. George und wie er die Welt sieht

Es war eine gelungene Inszenierung, und **die Weltöffentlichkeit applaudierte**. Genau genommen erstaunt es bis heute, wie der US-Präsident nach dem Terroranschlag vom 11. September über sich selbst hinauswuchs – und das ist jetzt nicht einmal ironisch gemeint. George W. Bush schien sich tatsächlich körperlich zu verändern; er wirkte aufrechter, straffer, entschlossener. Kurzum: Er **sah endlich aus wie ein Präsident**. Hörte sich auch beinahe so an. Nun, er verwandelte sich nicht über Nacht in einen Meister der freien Rede, aber er verhaspelte sich deutlich weniger. Selten wurde dieses Phänomen so schön beschrieben wie im Wochenbericht der Schweizer Privatbank Julius Bär ([www.juliusbaer.com](http://www.juliusbaer.com)) vom 13. Dezember 2001: „Präsident Bush **gewann rasch an Statur als ein Landesvater** mit einer die verunsicherten Menschen überzeugenden

Botschaft von Mitgefühl, patriotischem Schulterschluss und festem Willen, das Übel, das die Amerikaner ereilt hat, ein für allemal auszurotten. Die eben noch politisch tief gesplante Nation scharte sich eindrücklich hinter ihrem Präsidenten.“

Hoppla. Der kleine Bush, ein Landesvater? Aber mal ganz ehrlich: Damals dachte ich ähnlich. „Der macht seine Sache gar nicht schlecht in diesen schwierigen Zeiten“, hieß es in meinem Bekanntenkreis. Über den plötzlichen Imagewandel des Präsidenten zerbrach sich fast niemand den Kopf – das wurde einfach hingenommen. Es war bequemer so. Nur wenige wagten, diese **Einigkeit im Schrecken** kritisch zu hinterfragen. Darunter war **Susan Sonntag**. „Wir haben einen Präsidenten, der uns wie ein Roboter immer wieder versichert, daß Amerika nach wie vor aufrecht steht“, sagte die US-Schriftstellerin am 13. September 2001 in der American Academy in Berlin. Und wunderte sich: „Von vielen Personen des öffentlichen Lebens, die die Außenpolitik der Regierung Bush noch vor kurzem heftig kritisiert haben, ist jetzt nur noch eines zu hören: dass sie, gemeinsam mit dem gesamten amerikanischen Volk, vereint und furchtlos hinter dem Präsidenten stehen.“

Darüber konnte schon in Vergessenheit geraten, dass **der außenpolitisch unerfahrene Bush** (mitsamt seiner etwas versierteren Regierungsmannschaft) in den ersten Monaten seiner Amtszeit äußerst arrogant aufgetreten war und verschiedene internationale Abkommen torpediert hatte, etwa das **Kyoto-Protokoll** zur Verminderung der Treibhausgase. Ansonsten hatte es fast schon so ausgesehen, als sei dieser Präsident von Anfang an die sprichwörtliche lahme Ente (die einige seiner Vorgänger zu Ende ihrer zweiten Amtszeit hin wurden, weil ihnen keine Abwahl mehr drohte). Am liebsten zog sich Bush **auf seine Ranch in Texas** zurück und spielte Golf. Aber nun hatte der Präsident auf einmal eine Mission, und das erlöste ihn aus seiner **Lethargie**.

Jedenfalls, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte. Das erfuhren die Amerikaner aber erst aus dem Film „Fahrenheit 9/11“ von Michael Moore: Als ihr Land von Terroristen angegriffen wurde, saß der Präsident in einem Klassenzimmer in Florida und las den Kindern seelenruhig aus einem Buch vor. Der Titel: **„Mein Haustier, die Ziege.“** Übrigens wusste Bush zu diesem Zeitpunkt schon, dass ein Flugzeug ins World-Trade-Center gerast war. Was offenbar nicht Grund genug war, den telegenen Termin abzubrechen. Als man ihm ins Ohr flüsterte, dass auch der zweite Turm getroffen wurde, verfärbte sich der Präsident aschgrau, fuhr aber mit der Lektüre fort. Inzwischen wurden der **„Notstands-Lesung“**, wie Bushs demokratischer Herausforderer **John Kerry** spottete, unzählige Kolumnen gewidmet. „Mit teuflischer Verwegenheit beschloss Moore, in seinem neuen Dokumentarfilm sieben qualvolle Minuten präsidentieller Untätigkeit in Realzeit zu bringen – wieder erstehend vom Fußboden des Schneiderraums der Geschichte“, schrieb Robert C. Koehler im „Union Leader“.

Für Bush war es ein **PR-Gau** ohnegleichen. Angesichts dieser Filmsequenz schrumpfte der selbst ernannte Kriegspräsident – „mutige Führerschaft in dieser historischen Zeit!“ – zu einem armseligen Würstchen zusammen, mit dem man nur Mitleid haben konnte. Wenn man aber, wie Kerry, noch darauf herumhackte, war das für Regierungssprecher Dan Bartlett „übelste Politik“. Nun, der Kaiser war nackt, und es reichte schon, wenn Moore das sagte.

Jedenfalls sah sich Bush genötigt, endlich mit einer eigenen Version der Klassenzimmer-Story aufzuwarten, als er kürzlich mit First Lady Laura bei **Talk-König Larry King** war. „Ich sammelte meine Gedanken“, versicherte Bush feierlich. „Ich machte einen Plan. Ich erkannte, dass wir uns im Krieg befinden.“ Es ist immer wieder spannend, wenn George W. Bush uns erzählt, wie es sich anfühlt, den Präsidenten zu geben. „Das ist die Art und Weise, wie ich meinen Job mache“, erklärte er. „Ich entwerfe Strategien. Ich entwickle eine Taktik.“ **Donnerwetter**. Und dann wieder dieses Grien, Bushs Markenzeichen. Ob er wohl glaubt, was er sagt? Gut möglich. Auf alle Fälle hat der kleine Bush in der Präsidentschule gut aufgepasst.

George Bush, **der Vater, war ein Präsident**. George W. Bush, der Sohn, mimt den Präsidenten. Und das seit bald vier Jahren – er gibt sich redlich Mühe damit. Überhaupt

schien er im Laufe seiner Amtszeit zunehmend Gefallen daran zu finden. Vor allem an der Rolle als, sagen wir, größter Feldherr aller Zeiten. „Ich bin der Kommandant“, zitiert ihn der Journalist **Bob Woodward im Buch „Bush at war“**. Amerika im Krieg“, „sehen Sie, ich brauche nichts zu erklären – ich brauche nicht zu erklären, warum ich Dinge sage. Das ist die interessante Sache am Präsident-sein. Vielleicht muss mir jemand erklären, warum er etwas sagt, aber ich habe nicht das Gefühl, dass ich irgendjemandem eine Erklärung schulde.“ So ist es kein Zufall, dass Bush seine besten Auftritte im Irak hatte – einmal als **Soldatenvater mit dem Plastiktruthahn** auf dem Teller, und schon früher als Oberbefehlshaber der Streitkräfte, der auf einem Flugzeugträger erklärt: „Mission erfüllt!“

Ach ja, **die Mission**. Wichtig sei, dass er damals im Klassenzimmer gemerkt habe, dass man „hinter Al Kaida her sein muss“, sagte der Präsident zu Larry. Hinter wem Bush zu der Zeit tatsächlich her war, wissen wir von seinem damaligen **Terrorismus-Experten Richard Clarke**: „Seht mal nach, ob Saddam das gemacht hat“, wies Bush Clarke an. „Schaut, ob er in irgendeiner Weise damit zu tun hat.“ Clarke konnte es nicht fassen. „Aber, Herr Präsident, das hat Al Kaida getan.“ Bush schien dieser Einwand nicht zu stören, und als Clarke nicht sofort spurte, insistierte der Präsident, wurde sogar heftig. Das sagte **Clarke als Zeuge vor der 9/11-Untersuchungskommission** aus, und das steht in seinem Buch „Der Angriff – Plan of Attack“. Übrigens bemerkt auch Clarke, dass Bush nach dem 11. September alle „Schwerfälligkeit als Sprecher“ verlor: In der Woche darauf habe der Präsident vor dem Kongress „eine der flüssigsten Reden seiner Karriere“ gehalten.

Nun, die Eloquenz verlor sich bald wieder. Wenn Bush in der Rolle als prima Kumpel aus Texas wahlkämpfend durch die Lande zieht, fühlt er sich als Redner noch am wohlsten. **Pressekonferenzen** scheinen geradezu ein Horror für ihn zu sein – es ist die alte Angst des Schülers vor dem Drankommen. Aber **als Präsident ist man immer dran**. Dann ist auch Laura nicht dabei, die notfalls einspringt, wenn sich ihr Gatte ins Abseits schwadroniert – wie in der Talkshow, als Bush etwas zum Thema embryonale Stammzellen stammelte und warum jetzt die Forschung mit den bereits bestehenden 22 Linien zulässig sein soll, aber darüber hinaus moralisch verwerflich sei, sich dann über eine „Kultur des Lebens“ ausließ und plötzlich sagte: „Sollte es Selbstmorde geben?“ **„Sterbehilfe“, verbesserte Laura.**



Es liegt also nicht immer daran, dass „Leute einem irgendwelche Worte in den Mund legen“, wie Bush sich gelegentlich beschwert; das besorgt er schon selbst. Seine markantesten Sprüche sind als „Bushisms“ in unzähligen Kalendern, Büchern und auf Web-Sites verewigt – die beste Sammlung goldener

**Präsidenten-Worte** findet sich meines Erachtens auf [www.DubyaSpeak.com](http://www.DubyaSpeak.com). Hier wird auch klar, dass man dem Mann die freie Rede verbieten sollte, wenn es um das Wohl und Wehe des Landes geht. Die „neueste Eintragung in den Katalog der Bushismen“, wie CNN meldete: „Unsere Feinde sind erfinderisch und einfallsreich“, sagte Bush. „Sie hören niemals auf, über neue Wege nachzudenken, wie sie unserem Land und unserem Volk schaden können – und wir auch nicht.“

Bush und seine Propagandamaschinerie hörten jedenfalls nicht auf, Saddam und die New Yorker Terrorangriffe in einem Atemzug zu nennen, bis rund 70 Prozent aller Amerikaner fest **davon überzeugt waren**, die Wurzel allen Übels liege im Irak und Saddam habe das World Trade Center zerstört. Der eigentliche böse Bube, nämlich Osama bin Laden, geriet damit schnell aus dem Blickfeld. Sein Ziel verfolgte der wiedergeborene Christ und trockene Alkoholiker George W. mit der unerschütterlichen Gewissheit der Bekehrten. Die Verfolgung Saddams schien Bush eine Art Lebenssinn zu geben – dass sich im Irak keine Massenvernichtungswaffen fanden, war eben Pech. Außerdem war das eine Mission, und an die glaubt man und damit basta.

Allerdings stellt sich nun die Frage, was Bush für eine mögliche zweite Amtszeit im Schilde führt – denn auf seiner Ranch Golf zu spielen und ab und zu vom Rad zu fallen **wird ihm nicht genügen**. Obwohl die Versuchung groß ist, ihn als tumben Toren darzustellen: Das wäre das Dümme, was die Opposition jetzt machen könnte. Er ist nicht einfach ein harmloses großes Kind, bloß weil er so treuherzig guckt und bei Larry King nicht jede Frage gleich auf Anhieb versteht.

„Den Präsidenten zu infantilisieren lenkt die Aufmerksamkeit ab von den Cheneys, Rumsfelds, Ashcrofts und Wolfowitzes“, schreibt Dahlia Lithwick in der „New York Times“ vom 19. August. „Das sind die Männer, die uns **kurze, leichte Kriege** versprochen haben und **schmerzlose kleine Aufhebungen der Genfer Konventionen**. (...) Sie sind keine Handvoll jugendlicher Rowdies. Sie repräsentieren eine der **verschwiegensten**, machtvollsten Regierungen der jüngeren Zeit.“ Und wer zieht dabei wohl die Fäden? Das frage ich mich nicht erst, seit ich „Der Manchurian Kandidat“ im Kino gesehen habe. Im Thriller von Jonathan Demme platziert ein mächtiger Konzern einen Schläfer im Weißen Haus.

Egal, wie Bush sich anstellt – gerade seine Tölpelhaftigkeit scheint ihm bei einem Teil des Wahlvolks **viel Sympathie** einzubringen, das höre ich jedenfalls immer wieder. Deshalb sollte man ihn nicht vorschnell abschreiben. Kleiner Trost: Das Amt hängt nicht an der Person. Oder wie George W. sagte: „Sehen Sie, eines der interessanten Dinge im Oval Office – ich liebe es, Leute ins Oval Office zu bringen – hier gleich um die Ecke – und ich sage dann, hier amte ich, aber ich möchte auch, dass Sie wissen, **das Amt ist immer größer als die Person**.“

## 7. Die Parteisoldaten an der Heimatfront

Mal angenommen, ein Außerirdischer hätte sich vor ein paar Tagen im Planeten geirrt und wäre versehentlich in Amerika gelandet. Wahrscheinlich hätte er rasch zum **Parteitag der Republikaner** in New York gefunden – nach dem Motto: Mal gucken, wo hier die größte Party ist. Nach dem Vorbild vieler Delegierter hätte er sich einfach einen Cowboyhut aufgesetzt und wäre somit gar nicht aufgefallen. Weil der Außerirdische im interstellaren Kino mindestens ein Dutzend Western gesehen hat, weiß er auch, dass **Cowboys** immer gegen das Böse kämpfen – der Feind hatte in diesem Fall einen Namen, und der fiel ziemlich oft. Nein, das war **nicht Osama bin Laden**, der wurde auf der ganzen viertägigen Partei-Party höchstens ein-, zweimal **nebenbei erwähnt**, das konnte selbst einem gewöhnlichen Teilnehmer entgehen. Der Kerl, der in New York in vielen feurigen Reden angegriffen wurde, heißt **John Kerry**. Und der Außerirdische kapiert schnell: Das musste der Anführer des gefährlichen Stammes sein, den sie „die Demokraten“ nennen.

Seitdem ich den **US-Präsidentenwahlkampf** beobachte, habe ich gelegentlich schon das Gefühl, ich käme direkt von einem anderen Stern. Ich meine zu erinnern, wenn man in Deutschland eine **politische Diskussion** führt, erscheint es immerhin noch möglich, dass man sich streitet, unterschiedlicher Meinung ist und anschließend in bester Freundschaft auseinander geht. Wer dagegen in Amerika ein parteipolitisches Thema anschneidet, gebt sich auf vermintes Gelände. Vorsicht, explosiv – es könnte die gute

Stimmung verderben. „**Keine Politik, bitte**“, rief neulich der Gastgeber einer Grillparty quer über die Terrasse, als sich zwei Gäste in einer Ecke in gedämpftem Ton über Verschwörungstheorien zum 11. September unterhielten.

So ist das in einem Land, in dem sich die **Fronten im Wahlkampf zunehmend verhärten** und der politische Gegner zum Erzfeind stilisiert wird. Der Ton wird gehässiger, wie der Nominierungsparteitag der Republikaner zeigte – **Schmähreden** auf den politischen Gegner dominierten die Ansprachen. Nach politischen Inhalten suchte man meistens vergeblich. Stattdessen fielen Sätze wie: „Während junge Amerikaner im Sand vom Irak und in den Bergen von Afghanistan sterben, wird unsere Nation zerrissen und geschwächt von Demokraten, die mit manischer Besessenheit unseren Oberbefehlshaber niedermachen.“ **Willkommen an der Heimatfront!**

Der das mit geifernder Wut von sich gab, ist allerdings – wenigstens dem Parteibuch nach – ein Demokrat, und das ist das Merkwürdige an der Sache. Noch unter der Präsidentschaft von Ronald Reagan war es durchaus nichts Ehrenrühriges, wenn sich auch Nicht-Republikaner zum „**Gipper**“ bekannten – die nannten sich dann Reagan-Demokraten. Heute sind solche parteilichen Überschneidungen eher die Ausnahme. Der Politiker Zell Miller, der aus der programmatischen Grundsatzrede zum Parteitag eine Hasstirade machte, hatte im Übrigen den Demokraten John Kerry im Jahr 2001 noch „einen echten Helden“ genannt. Einst hatte er sogar auf Bill Clintons Parteitag die Grundsatzrede gehalten, und dabei kräftig auf George Bush, den Älteren, eingedroschen. In jüngster Zeit ist Senator Miller offenbar mit fliegenden Fahnen zu George W. Bush, dem Sohn, übergelaufen. Wenn der Schuss mal nicht nach hinten losgeht: **Überläufer** mögen die Amerikaner normalerweise nicht. Das ist wie im Western, das wüsste sogar der Außerirdische.

George Bush, der Ältere, war offenbar nicht nachtragend und tätschelte Miller nach dessen Rede. Bush senior ist auch durchaus in der Lage, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Wenigstens musste das eine befreundete Journalistin erfahren, die ihn noch während seiner Amtszeit in Washington traf. Ganz zufällig, in einem Spirituosenladen. „Da waren so viele Sicherheitskräfte“, erinnert sich, „und plötzlich bemerkte ich diesen großen Mann, und ich erkannte **den Präsidenten**.“ Bush hatte ziemlich viele Flaschen eingekauft, offenbar waren im Weißen Haus **die Drinks ausgegangen**. „Ich lächelte dann“, sagte sie, „wie man eben lächelt, wenn man einen Prominenten trifft.“ Dann sei ihr allerdings eingefallen, dass sie seine Politik nicht möge, und sie habe aufgehört zu lächeln. Daraufhin habe Bush sie angeschaut und gesagt: „**Sie sind eine Demokratin!**“.

Peng. Er hatte übrigens Recht mit seiner Vermutung. Aber ich persönlich fände es eher unangenehm, vom Präsidenten in aller Öffentlichkeit dergestalt geoutet zu werden. Kein Wunder, das Bush senior keine zweite Amtszeit beschieden war – **Bill Clinton** hatte einfach ein einnehmenderes Wesen, das fand nicht nur meine Freundin.

Der **Graben** zwischen den beiden Parteien wurde indessen im Laufe der Jahre **immer tiefer**, und manchmal verläuft er sogar mitten durch prominente Politikerfamilien. Ron Reagan, der Sohn des unlängst verstorbenen früheren US-Präsidenten Ronald Reagan, trat bei der demokratischen Konkurrenz auf und sprach sich auch sonst öffentlich gegen George W. Bush aus – das hat ihm nicht nur sein Bruder Michael veübelt. Eine der prominentesten Figuren in Amerika, die den Spagat zwischen den Parteien bislang ganz gut schafft und auf allen Hochzeiten tanzt, ist **Maria Shriver**: Auf dem Demokraten-Parteitag lauschte sie ihrem Onkel Ted Kennedy, und bei den Republikanern beklatschte sie heftig ihren Gatten, den **kalifornischen Gouverneur Arnold Schwarzenegger**.

Da hätte der Außerirdische aber gestaunt, wenn er plötzlich den universal gefürchteten **Terminator** auf der Republikaner-Bühne erblickt hätte. Die Partei ist mächtig stolz, dass sie sich Hollywoods Ex-Kampfmaschine für ihre Zwecke gesichert hat, und alle freuen sich über „Conan, den Amerikaner“. Wie in der Filmbranche üblich, griff Schwarzenegger ein bisschen in die Trickkiste und garnierte seinen Auftritt mit der Bemerkung, **Österreich sei ein sozialistisches Land** gewesen, als er es im Jahr 1968 verlassen habe. Nun,

damals war in Good Old Austria gerade eine konservative Regierung am Ruder, aber was soll's. Und dass Klein-Arnie angeblich sowjetische Panzer rollen sah, macht sich ebenfalls ziemlich gut. Die Steiermark, wo der hoffungsvolle Knabe aufwuchs, war allerdings Britische Zone, und somit gehört dieses biografische Detail wohl **ins Fantasy-Fach**.

Der interessanteste Punkt in Schwarzeneggers farbigem Lebensbericht war aber, was ihn dazu bewog, Republikaner zu werden: Als er Richard Nixon im Wahlkampf sah, habe er sofort gewusst – das ist der richtige Mann. „Dann bin ich auch Republikaner“, beschloss Schwarzenegger. Ob er damit wirklich seine Wertschätzung für die **korrupte**, verlogene **Nixon-Regierung** ausdrücken wollte? Heutzutage setzt Arnie sein Vertrauen ganz in George W. Bush und möchte ihn für weitere vier Jahre im Weißen Haus haben. Der Staat, den Schwarzenegger regiert, wird dazu wahrscheinlich nichts beitragen – **Kalifornien** ist ein **blauer Fleck** auf der politischen Landkarte in einem Land, in dem Konservative die Roten und Demokraten die Blauen genannt werden.

Auch bei manchem anderen wackeren Wahlkämpfer fragt man sich, warum er wohl so heftig für Bush eintritt? Etwa **John McCain**, konservativer Senator und Vietnam-Veteran, der sogar im gegnerischen Lager mit Respekt und Wertschätzung behandelt wird. Auch McCain wollte einmal Präsident von Amerika werden, und die Weltgeschichte hätte mit Sicherheit einen anderen Lauf genommen, wenn die Partei ihn nominiert hätte und nicht George W. Bush. Dazu kam es aber nicht, weil ihn Bushs Konsorten im Vorwahlkampf mit der dreckigsten Kampagne erledigten, die man sich vorstellen kann – unter anderem wurde das Gerücht gestreut, McCain sei seit der fünfjährigen Gefangenschaft in den Lagern des Vietcong nicht mehr ganz recht im Kopf. Bush wollte im Übrigen mit all dem nichts zu tun gehabt haben – ähnlich wie jetzt bei den Angriffen der „Schnellboot-Veteranen für die Wahrheit“ auf seinen Herausforderer John Kerry.

Trotzdem macht McCain, ein persönlicher Freund von Kerry, jetzt Wahlkampf für Bush. Er tourt zeitweise sogar gemeinsam mit dem Präsidenten durch die Lande – ist das nun die Loyalität eines alten Parteisoldaten? Oder will McCain nur bei den Präsidentschaftswahlen 2008 noch einmal selbst antreten und sich es bis dahin mit niemandem verderben? Kürzlich hat Bush dem Polit-Veteranen bei einem Wahlauftritt sogar einen Schmatz auf die Wange gedrückt. Ob das McCain **gar nicht peinlich** war?

Wie dem auch sei – McCain pries unverdrossen die Erfolge seines Präsidenten bei der Bekämpfung des Terrorismus. Auch seine Nachredner lobten die Führungsstärke Bushs, **„der die Welt sicherer gemacht hat“**. Währenddessen starben, von den US-Medien nur ganz am Rande erwähnt, zahlreiche Menschen bei terroristischen Bombenangriffen – **im südisraelischen Beersheba, in Moskau, im Irak**. Terroristen brachten **im Kaukasus unschuldige Kinder** und Erwachsene in ihre Gewalt, und eine Tragödie bahnte sich an. Es war entschieden **keine gute Woche für die Menschheit**. Man stelle sich vor, der außerirdische Parteitagsbeobachter hätte zufällig eine „New York Times“ in die Hände bekommen und dieses ganze **Wahlkampf-Geballere der Terror-Terminatoren** plötzlich durchschaut – ihn hätte ob so viel Zynismus wohl das schiere Grauen gepackt und er hätte den Planeten umgehend verlassen.

Einer der prominentesten Parteisoldaten mochte indessen nicht für den selbst ernannten Kriegspräsidenten jubeln. **US-Außenminister Colin Powell** fehlte nicht nur auf der Parteitags-Rednerliste, was für ein Kabinettsmitglied an und für sich nichts Ungewöhnliches wäre – der ehemalige General, der die USA im Golfkrieg zum Sieg gegen den Irak führte, blieb der Veranstaltung komplett fern.

## **8. 9/11 und das politische Geschäft mit der Angst**

Im vergangenen Herbst, wenige Wochen nach meiner **Ankunft in den USA**, stand ich auf einer Leiter und klebte die Fenster einer Schulturnhalle mit Folie ab. Für eine Theateraufführung musste der Raum abgedunkelt werden, und anders war das nicht

hinzukriegen. „Reich mir doch bitte mal das **Duct Tape** rüber“, sagte eine andere Helferin, die sich auf einer zweiten Leiter nützlich machte. „Was ist Duct Tape?“ fragte ich in aller Unschuld. Die Frau guckte erst etwas komisch und lächelte dann verständnisvoll. „Man sieht, dass du noch nicht lange hier bist“, bemerkte sie und langte nach der Rolle mit dem **Klebeband**.

Das Klebeband, klar. Aber wer in den Monaten nach dem **Terrorangriff des 11. September** nicht in Amerika lebte, hat eben keine Ahnung, dass Folien-Klebearbeiten in einer Schule irgendwie nach **Katastrophenübung der Heimatschutzbehörde** aussehen. Auf der anderen Seite des Atlantiks war zwar auch mal die Rede davon, wie sich die Amerikaner gegen künftige terroristische Anschläge wappnen – unter anderem **mit Klebeband und Folie**, wie konnte ich das nur vergessen. Aber welche Funktion das superstarke, silbrig glänzende Duct Tape dabei hatte, verstand ich damals noch nicht. Heute wird indessen mit ganz anderen Bandagen gekämpft. Und 9/11, diese Chiffre für Trauer und Entsetzen, wird gnadenlos im Wahlkampf instrumentalisiert: Es ist längst ein Synonym geworden für **das politische Geschäft mit der Angst**.

Dabei hatte das **Terror-Trauma** zunächst eine sehr einigende Wirkung gezeigt – nicht nur in Amerika ist es zum Fixpunkt kollektiver Erinnerung geworden. Früher habe sich die Frage gestellt, wo man gerade war, **als John F. Kennedy erschossen wurde**, schrieb die Kolumnistin Rochelle Riley in der „Detroit Free Press“. „Von jetzt an werden uns daran erinnern, wo wir waren, als Amerika seine bisher größte Herausforderung bestehen musste.“ Nun, als JFK ermordet wurde, lag ich in den Windeln. Aber wie ich die Horrornachricht am 11. September 2001 erfuhr, das werde ich nie vergessen.

Ich weilte damals zu Besuch in **Auburn Hills**, dem Detroiter Vorort, in dem DaimlerChrysler seinen nordamerikanischen Hauptsitz hat, und war urlaubshalber spät aufgestanden. Gewohnheitsmäßig setzte ich mich erst einmal an den Computer. Es irritierte mich, dass sich **die Homepage von CNN nicht öffnen ließ**. Die anderen großen Online-Magazine: ebenfalls Fehlanzeige. Nur die Internetausgabe des „Schwäbischen Tagblatts“, meines damaligen Arbeitgebers, war zugänglich. Und so erfuhr ich über meine Heimatzeitung im fernen Tübingen von der Katastrophe in New York.

Weil der Fernseher gerade in Reparatur war, schaltete ich das Radio ein. Das war zu dem Zeitpunkt, als der erste der **Zwillingstürme des World Trade Centers** in sich zusammenstürzte. Man hörte Menschen schreien – die Zeugen des furchtbaren Geschehens. Es war ein unbeschreibliches akustisches Chaos. Der zweite Turm kollabierte. Dann hieß es, ein Flugzeug sei ins **Pentagon** gerast. „Das ist das Schrecklichste, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe“, sagte ein Sprecher. Seine Stimme zitterte.

Dass mir zunächst die Bilder zu diesem Ereignis fehlten, machte es nicht weniger entsetzlich. Ganz im Gegenteil. Es war wie bei dem **Erdbeben**, das ich in Japan erlebt hatte, nur noch viel schlimmer: Auf einmal gerät **die ganze Welt ins Wanken**. Nichts scheint mehr sicher. Es gibt keinen festen Boden mehr unter den Füßen. Und das Gefühl der Ohnmacht hält auch noch an, wenn das Beben längst vorbei ist. Dabei war draußen der strahlendste Spätsommertag, den man sich vorstellen kann. Der wolkenlos blaue Septemberhimmel bildete eine seltsam unschuldige Kulisse zur Gewalt und Zerstörung auf den Videos, die ich mir später auf dem Internet ansah. Die Attacke auf das World Trade Center war der erste Terrorangriff, den man sich per Real Player vorspielen konnte: der Turm – das Flugzeug, wie es in das Gebäude eindringt – der Feuerball. Wieder und wieder.

Derweil dröhnte draußen der Rasenmäher. Das Gras muss geschnitten werden, dachte sich der Gärtner wohl, Terror hin oder her. Als er endlich fertig war, wurde es unheimlich still. **Totenstill**. Gewöhnlich liegt eine Art Grundgeräusch über dem Großraum Detroit – die Motor-City brummt. Aber an jenem Tag war es, als hätte jemand den Stecker herausgezogen. Die „großen Drei“ der Automobilstadt hatten **ihre Arbeiter und Angestellten heim geschickt**. Schon gegen Mittag waren die Straßen wie leer gefegt.



Keine Flugzeuge am Himmel, alle Flughäfen waren geschlossen. Geschlossen auch Regierungsgebäude und Schulen. Die Grenze nach Kanada war dicht. Und wie im mittleren Westen dürfte es an diesem Tag im ganzen Land ausgesehen haben: Die Menschen hatten sich in die Familie geflüchtet, schauten sich die Schreckensbilder im Fernsehen an. Auf einen Schlag hatte Amerika **aufgehört zu produzieren und zu konsumieren**.

Noch Tage danach stand die ganze Nation **unter Schock**. Auch in Detroit kannten viele Leute jemanden, der im World Trade Center arbeitete. Aber mancher hatte zum Zeitpunkt des Anschlages gerade einen Arzttermin, brachte sein Kind zum Kindergarten oder steckte noch in der U-Bahn. Solche Geschichten von Gerade-noch-einmal-davon-Gekommenen begegnen mir bis heute immer wieder: Der Sohn einer Bekannten etwa machte mit seiner Freundin Urlaub in New York und wollte an jenem Morgen eigentlich auf die Aussichtsplattform des WTC, ließ dann den Tag aber etwas gemütlicher angehen – als die Schreckensnachricht kam, **war er noch im Hotelzimmer ...**



3000 Menschen verloren ihr Leben bei den Terroranschlägen von Al Kaida am 11. September. Viele wurden verletzt. Als zu Blutspenden aufgerufen wurde, konnte das Rote Kreuz den Andrang kaum bewältigen. Mein Mann und ich wollten auch unseren Beitrag leisten, aber man ließ uns nicht. Wer in den vergangenen zehn Jahren länger als sechs Monate in Europa war, kann kein Blut spenden in den USA. So sind die Vorschriften.

Die Amerikaner rückten in den Tagen nach dem 11. September

nicht nur enger zusammen, sie zeigten auch **Flagge**. An ihren Autos, an den Hauseingängen oder mit einem Sticker am Revers. Das größte Sternenbanner, das ich jemals gesehen habe, hing am DaimlerChrysler-Hochhaus. Amerika war jetzt im **Krieg gegen den Terror**. Der bis dahin so blasse Präsident George W. Bush fand in jenen Tagen zu seiner Identität: Er wurde ein Kriegspräsident. Und auf der Menütafel der großen Hühnerbraterkette stand: **POPCORN CHICKEN GOD BLESS AMERICA**.

Das weitere Geschehen verfolgte ich dann von Deutschland aus. Wie viele andere verstand ich damals nicht, warum der **Afghanistan-Krieg** so seltsam halbherzig geführt wurde und Al-Kaida-Chef Osama bin Laden entkommen konnte. Wie man heute weiß, bereitete die Bush-Regierung längst einen anderen Krieg vor. Und damit die US-Bevölkerung die Irak-Invasion mittrug, wurde den Menschen **Tag und Nacht eingebläut**, in welcher großen Gefahr sie sich befanden. Zu diesem Zweck erfand die neu eingerichtete **Heimatschutz-Behörde** das Farben-Warnsystem. Man muss schon sagen, zunächst spielte sie geradezu brillant auf dieser **Klaviatur des Schreckens**. Dass die Terror-Farbenorgel innerhalb von 18 Monaten ein halbes Dutzend Mal von Gelb auf Orange, also ein hohes Risiko für Anschläge, und wieder zurück ging, ohne dass es dafür eine offizielle Erklärung gab, machte die Menschen allerdings **misstrauisch**. Als Anfang August die Finanzplätze in New York aufgrund konkreter Hinweise geschützt werden mussten und Heimatschutzminister Tom Ridge versicherte, diesmal handle es sich nicht um das übliche Geschwätz, trug das auch nicht gerade zur Vertrauensbildung bei.

Und alle haben noch Duct Tape im Schrank, was ebenfalls unangenehme Erinnerungen weckt. Zunächst an die Anthrax-Anschläge im Oktober 2001. Fünf Menschen starben, als sie mit **Milzbrand-Sporen** verseuchte Umschläge öffneten. Daraufhin sollten sich die Menschen mit Klebeband und Folie eindecken, um sich vor bakteriologischen und

chemischen Anschlägen zu schützen. Wer klebt, überlebt. Oder so. Duct Tape war - auf alle Fälle für den inneren Zusammenhalt - gut. Wenigstens zeitweise.

Nun, wie man weiß, sitzt der Anthrax-Attentäter immer noch irgendwo frei herum und lacht sich ins Fäustchen. Und Al Kaida meldet sich pünktlich zum dritten Jahrestag von 9/11 mit einer Videobotschaft zu Wort. Präsident Bush lässt indessen verbal stärkere Geschütze auffahren, um mit dem Gedonner von den **Pannen in der Terrorbekämpfung** abzulenken. Der Parteitag der Republikaner diente über weite Strecken nur diesem Zweck. Es macht die Menschen nicht sicherer, wenn der frühere New Yorker Bürgermeister Rudi Guiliani in seiner Rede x-mal den 11. September erwähnt. Es soll sie nur **bei der Stange halten**. Vizepräsident Dick Cheney wurde in den vergangenen Tagen noch deutlicher: Es sei „überlebenswichtig, am 2. November **die richtige Wahl** zu treffen“. Sonst drohe ein neuer Terror-Angriff. Wer John Kerry wählt, wählt somit die Gefahr. In anderen Worten: Stimm für uns - oder stirb.

Währenddessen **sterben jeden Tag US-Soldaten im Irak**. Die Online-Initiative Moveon.org rief anlässlich des traurigen Meilensteins von über 1000 getöteten Soldaten zu lokalen Mahnwachen für den Abend des 9. September auf. Auch die Demonstrationen kürzlich in New York haben gezeigt, dass die Regierung Bush das Vertrauen bei einem Teil der Bevölkerung verspielt hat. Und das lässt sich nicht mehr reparieren. **Nicht einmal mit Klebeband**.

## 9. Amerikas krankes Gesundheitssystem

Es ist Freitagnachmittag, und die Leute auf der Michigan Avenue haben es eilig. Nur wenige Passanten beachten **den älteren Mann** mit der Baseballkappe, der sich am Rande von Chicagos Prachtmeile in eine Fensternische drückt. Der Mann, ein Schwarzer, hält in der rechten Hand einen Plastikbecher, in der linken ein Pappschild. „Ich habe Lungenkrebs“, steht darauf, „ich brauche Ihre Unterstützung. Ich bin auf Chemo. Danke.“ Das Wort „Chemo“ hat er mit „K“ geschrieben.

Ich frage den Mann, ob er eine **Krankenversicherung** habe. Früher nicht, sagt er, aber heute sei er über Medicare versichert. „Und jetzt bekomme ich diese Chemo.“ Er greift unter seinen Pullover und nestelt einige Papiere aus der Hemdentasche. Es sind Briefe von Behörden. Anspruch auf das staatliche Krankenversicherungsprogramm Medicare haben in den USA alle Rentner, die 65 oder älter sind. Er könne nicht mehr arbeiten, sagt der Mann, der ziemlich erschöpft wirkt. Wahrscheinlich reicht seine Rente schon kaum zum Leben, und dann muss er auch noch die hohen Zuzahlungen für seine Medikamente aufbringen. Aber immerhin wird die teure Chemotherapie bezahlt.

Es mag zynisch klingen - aber der Mann mit dem Pappschild an der Michigan Avenue in Chicago hat noch Glück im Unglück. Es könnte tatsächlich schlimmer kommen in einem Land, in dem ungefähr jeder siebte keine Krankenversicherung hat. Und sich damit den **hohen medizinischen Standard** in Amerika gar nicht leisten kann.



„Unsere Nation hat das beste Gesundheitssystem der Welt“, sagte Vizepräsident **Dick Cheney** in seiner Rede auf dem Wahlparteitag der Republikaner, „und Präsident Bush sorgt dafür, dass es zugänglicher und erschwinglicher für alle Amerikaner wird.“ Das klingt gut, und Cheney erhielt für diesen Satz auch viel Applaus. Der einzige Schönheitsfehler daran ist, dass der zweite Teil der Behauptung nicht stimmt. Nach dem jüngsten Armutsbericht der US-Zensusbehörde haben derzeit **45 Millionen**

**Amerikaner** keine Krankenversicherung – das sind **1,4 Millionen mehr** als im Jahr 2002. Der Bericht ist buchstäblich ein Armutszeugnis für die US-Regierung: Der Anteil der Menschen, die als bedürftig gelten, stieg in der selben Zeit um 0,4 Prozentpunkte auf 12,5 Prozent. Damit leben heute in den Vereinigten Staaten **35,9 Millionen Menschen in Armut**. Und zwar nicht zuletzt deswegen, weil so viele keine Krankenversicherung haben oder schlicht unterversichert sind. Denn wer in Amerika ohne ausreichenden Versicherungsschutz schwer krank wird, für den ist der **soziale Abstieg** vorprogrammiert.

Aber warum haben immer mehr Amerikaner keine Krankenversicherung? Ganz einfach: Weil sie ihren **Job** verlieren, zu dem ein **Krankenversicherungspaket** gehört. Und sich anschließend mit einer weniger qualifizierten Beschäftigung abfinden müssen – irgendein McJob ohne Sozialleistungen. Oder weil ihr Betrieb aus dem Vertrag mit einer Krankenkasse ausgestiegen ist, weil die **Prämien zu teuer** wurden. Genau das passierte dem Mann meiner Freundin, die ihren Namen hier begreiflicherweise nicht lesen möchte. Er ist Techniker, und bis vor ein paar Monaten hatte er einen ordentlich bezahlten Job mit **„Benefits“**, wie das in den USA heißt. Bis ihn sein Betrieb eines Tages vor die Wahl stellte, künftig entweder für 12 Dollar in der Stunde zu arbeiten, ohne Krankenversicherung – oder zu gehen. Dafür braucht es in den USA nicht einmal eine Änderungskündigung, wozu auch, **Arbeitsverträge sind weitgehend unbekannt**. Der Mann meiner Freundin zog es jedenfalls vor, die Firma zu verlassen.

Fast zur gleichen Zeit verlor auch meine Freundin ihren Bürojob, weil ihr Betrieb dicht machte. So standen beide plötzlich ohne feste Beschäftigung da, mit der Aussicht auf jeweils ein halbes Jahr Arbeitslosengeld – so lange konnte auch die Krankenversicherung noch weitergeführt werden. Und dann: **kein Job, keine Versicherung**. Die Prämie für eine private Krankenversicherung, so sagte mir meine Freundin, könnten sie sich unmöglich leisten. Wie sollten sie ohne regelmäßiges Einkommen **700 Dollar** im Monat aufbringen?

So kommt es, dass gerade Angehörige der **Mittelschicht** zunehmend ohne Krankenversicherung auskommen müssen. Notfalls muss man eben das **Haus verkaufen**. Für bedürftige Familien, die von der Wohlfahrt leben oder nur über ein geringes Einkommen verfügen, gibt es – ähnlich wie für die Senioren – eine staatliche Hilfe, Medicaid. Wer aber **weder sehr arm noch sehr reich** ist in Amerika, dem hilft nur eine gesunde Portion Optimismus. „Krank werden darf man hier nicht“, sagt meine Freundin, „nicht einmal, wenn man eine Krankenversicherung hat.“ So etwas wie die „Lohnfortzahlung im Krankheitsfall“ ist in den USA schlichtweg unbekannt. Wer nicht mehr arbeiten kann, wird gefeuert.

In diesem unsozialen System verliert man genau dann den Versicherungsschutz, wenn man ihn am dringendsten braucht, nämlich bei einer schweren Erkrankung. Wer etwa an Krebs leidet, kann es sich am allerwenigsten leisten, zu Hause zu bleiben. Ich höre immer wieder, dass sich Leute selbst **während einer Chemotherapie** irgendwie zur Arbeit schleppen – in meiner Bekanntschaft gibt es gerade so einen Fall.

Aber was machen nun all diejenigen, die dringend zum Arzt müssen, sich den Arztbesuch aber nicht leisten können? Da gibt es einen Trick: Sie gehen in die **Notfallambulanz** eines Krankenhauses. Denn Notfälle müssen behandelt werden. Immerhin ein Trost: Falls man angeschossen wird oder im Straßenverkehr verunglückt, wird man ohne viel Federlesens behandelt – niemand will erst den Versicherungsausweis sehen. Oft verstopfen aber auch Patienten mit alltäglichen Wehwehchen die Notfallaufnahmen. Weil viele erst zum Arzt gehen, wenn sie ihre Beschwerden nicht mehr aushalten, werden Krankheiten häufig **verschleppt**. Die Notfallmedizin ist zudem die **teuerste Form** von medizinischer Versorgung. Und wenn die Notfallpatienten ihre Rechnung nicht bezahlen können oder auf dem Einweisungsformular einfach eine falsche Adresse angeben, trägt die Allgemeinheit die Kosten.

Es ist ein Teufelskreis: Die **lückenhafte Krankenversicherung** trägt zur **Kostenexplosion** im Gesundheitswesen bei, die Prämien steigen weiter, und immer

weniger Menschen können sich einen Versicherungsschutz leisten. Das alles macht das amerikanische Gesundheitssystem sozial ungerecht, **ineffizient und teuer**. Eine qualitativ hochwertige medizinische Versorgung dürfe aber „kein Privileg für die Reichen“ sein, fordert der demokratische Präsidentschaftskandidat **John Kerry**, der die Gesundheitsreform zu einem wichtigen Thema im Wahlkampf gemacht hat. Zur Kostendämpfung schlägt Kerry unter anderem vor, den **Import** von verschreibungspflichtigen Arzneimitteln aus Kanada zuzulassen und für mehr Preiskontrollen zu sorgen. Außerdem soll sich die Pharmaindustrie dem Wettbewerb öffnen und preiswerte Generika produzieren. Der republikanischen Gegenseite, die eine allgemeine Krankenversicherung mit Planwirtschaft gleichsetzt, geht das alles viel zu weit: Präsident George W. Bush will die Pharma-Lobby nicht vergrätzen und setzt mehr auf steuerliche Vergünstigungen insbesondere für kleinere Betriebe, die für ihre Beschäftigten eine Krankenversicherung abschließen. Kerrys Vorschlag sei unbezahlbar, höhnt Bush, und höchstens über eine saftige Steuererhöhung zu finanzieren.

Nun ist bereits Präsident **Bill Clinton** an der Einführung einer Art von gesetzlicher Krankenversicherung gescheitert. Wer immer diesmal die Wahl gewinnt – es ist zu befürchten, dass das Heer der Amerikaner ohne vernünftigen Versicherungsschutz im Krankheitsfall weiter wächst. Immerhin, meine Freundin gehört nicht dazu: Wenige Tage vor dem Ablauf ihrer Arbeitslosenunterstützung fand sie eine Stelle als Empfangsdame und Telefonistin. Nicht gerade ein Traumjob, und auch nicht besonders gut bezahlt. Aber **es ist eine Krankenversicherung dabei**.

## 10. Klappe, die erste: Oh heilige Einfalt!

Das erste TV-Duell Bush vs. Kerry

Was hatten sich die Kandidaten bloß bei der Wahl ihrer **Krawatte** gedacht? **Präsident George W. Bush** trug eine blaue – dabei ist Blau in Amerika gewöhnlich die Farbe der Demokraten. Und sein **Herausforderer John Kerry** hatte sich eine rote umgebunden, was ihn zwar nicht zum Republikaner machte, ihm aber eindeutig präsidentiellen Schick verlieh. Gewissermaßen das i-Tüpfelchen zu seinem auch sonst staatstragenden Auftritt, der den aktuellen Amtsinhaber merklich verunsicherte. Denn beim ersten Fernsehduell in diesem Wahlkampf schien nicht nur die Krawattenfarbe der Kontrahenten seltsam vertauscht, sondern auch ihre Rolle: Herausforderer Kerry präsentierte sich als **Staatsmann**, souverän und überlegen. Präsident Bush geriet gleich zu Anfang deutlich in die Defensive, wirkte bisweilen heillos **überfordert**, fing an zu stammeln und zu stottern und machte insgesamt eine äußerst unglückliche Figur.

Womöglich ist Bush auf die Propaganda seiner eigenen Wahlkampagne hereingefallen. „Er schien **überrascht** und ein bisschen verwirrt, dass er nicht mit dem schwachen, schwafelnden, französisch-aussehenden Feigling konfrontiert wurde, den er in seinen Wahlreden angreift“, bemerkte der CNN-Kommentator Paul Begala in seinem Weblog zur Debatte. „Stattdessen sah er eine starke, selbstsichere **Führungspersönlichkeit**, die sowohl die **Fakten** als auch die Debatte selbst beherrschte.“ Die TV-Spots der Republikaner, die Kerry als wankelmütigen Politiker und vaterlandslosen Gesellen porträtieren, haben nachweislich Wirkung gezeigt. Bei einem Heimatbesuch in der vergangenen Woche war ich überrascht, wie sehr das Bild des demokratischen Präsidentschaftskandidaten davon auch in Deutschland bestimmt wird.

Es ist schon merkwürdig: Nachdem der Öffentlichkeit einen Sommer lang eingehämmert wurde, Kerry sei hölzern und abgehoben, sind nun alle verblüfft, wie **fix und realitätsnah** der Herausforderer in direktem Kontrast zum Amtsinhaber wirkte. Gewiss sind Kerrys Sätze nach Senatorenart gelegentlich etwas verschwurbelt, aber dass er auch anders kann, ist lange bekannt. Und er führt seine Schachtelkonstruktionen wenigstens grammatisch unfallfrei zu Ende. Die englische Sprache in ihren Feinheiten zu beherrschen, steht gerade einem Politiker gut an, möchte man meinen – auch wenn das

im Bush-Amerika offensichtlich als Nachteil ausgelegt werden kann. Jedenfalls: Wer Kerry einmal erlebt hat, weiß, dass er einen Raum **müheles dominiert**. Nicht nur seiner schieren Größe wegen. Er verfügt zwar nicht über das leicht frivole **Charisma eines Bill Clinton**, aber er hat Präsenz. Und er sieht aus wie ein Präsident. Daneben hatte Bush einen schweren Stand. Buchstäblich. Wohl deswegen juckte er immer so nervös in der Gegend herum.

Natürlich zeigten sich Bushs persönliche Wahlkampfberater von der Vorstellung ihres Chefs trotzdem überaus angetan. Die Bush-Vertraute Karen Hughes erklärte den **gequälten Gesichtsausdruck des Präsidenten** mit der „Irritation über die falschen Darstellungen des Senators“. Nun wird die missmutige Bush-Visage der Nachwelt allerdings noch präsent sein, wenn schon kein Mensch mehr weiß, wer Karen Hughes eigentlich war. Denn zum seltsamen Ritual der **TV-Debatten im Präsidentschaftswahlkampf** gehört es, im Vorfeld die schlimmsten Schnitzer früherer Kandidaten noch einmal auszustrahlen. Und so wird man ewig den Kopf darüber schütteln, dass George Bush Senior im Laufe einer Debatte im Jahr 1992 einmal ungeduldig auf die Uhr blickte.

Besonders erhellend in diesem Zusammenhang finde ich einen Filmausschnitt mit Al Gore im Rededuell des Jahres 2000: Ich war überrascht, wie **arrogant und überheblich** der demokratische Kandidat tatsächlich wirkte – ich hatte damals nur darüber gelesen. Nur **inhaltlich punkten** nützt dem Kandidaten nichts.

Kein Wunder, dass Gore die populäre Abstimmung nur so knapp gewann, dass er nicht genug Wahlmänner hatte und der Oberste Gerichtshof schließlich Bush zum Präsidenten erklärte. Neben ihm wirkte George W. richtig **volksnah**.

Es ist nun einmal so, dass viele Amerikaner Bush irgendwie knuffig finden und ihn auf Wahlveranstaltungen unbedingt tätscheln wollen. Allerdings sind das in der Regel handverlesene Republikaner – das **Fernsehpublikum** ist da schon unbarmherziger. Über 60 Millionen Amerikaner sollen sich bei Bush vs. Kerry zugeschaltet haben.

Die **TV-Sender** bestanden darauf, auch den Kandidaten filmen zu dürfen, der gerade nicht zu Wort kommt. So hatten die Zuschauer mittels geteiltem Bildschirm ausgiebig Gelegenheit, Bushs Mimik zu studieren – diesen typischen Gesichtsausdruck, der leicht dazu verführt, ihn mit einer dem Menschen nahe verwandten Spezies zu vergleichen ([www.bushorchimp.com](http://www.bushorchimp.com)). Wie der Präsident die Rede seines Herausforderers verfolgte, wird zweifellos in die **Fernsehgeschichte** eingehen.

„Der Mensch sehnt sich nach Unsterblichkeit“, steht in einem Buch des tschechischen Schriftstellers Milan Kundera, „doch **die Kamera** zeigt uns eines Tages den zu einer kläglichen Grimasse verzogenen Mund als das einzige, was wir in Erinnerung behalten werden, was uns von ihm als Parabel seines ganzen Lebens bleiben wird. Er tritt ein in eine Unsterblichkeit, die wir als lächerlich bezeichnen.“ So zeigen die Demokraten jetzt auf ihrer Website einfach eine Sequenz mit **Bushs Mienenspiel**, während Kerry spricht. Ohne Worte. Titel: Gesichter des Frusts.

Die Zeit schärft den Blick zusätzlich. Wahre Größe zeigt sich **mit einigem Abstand deutlicher** – und eine unbedeutende Persönlichkeit schrumpft noch mehr. Nicht nur die finstere Ausstrahlung eines Richard Nixon wird erst heute so richtig sichtbar. Auch der schöne Schein des George W. Bush, der **zu simplen Halbwahrheiten** neigt und Gott stets auf seiner Seite wähnt, wird verblassen – nur vielleicht noch schneller.

Hütet euch vor der heiligen Einfalt! Kaum ein amerikanischer Präsident hat sein Ansehen weltweit so schnell verspielt wie Bush. Selbst wenn Bush die Wahl gewinnen sollte, dürfte die Zustimmung der Bevölkerung zu seiner Politik rapide schwinden, wenn irgendwann die Grenze des Erträglichen überschritten ist.

Dabei geht es nicht darum, dass Bush das Wort „nuclear“ nicht richtig aussprechen kann und sich bei „mixed message“ verheddert. Gefährlich ist sein einfältiger Hochmut, der es ihm verbietet, Fehler einzugestehen und zu korrigieren. „Man kann nicht zur gleichen Zeit realistisch und optimistisch sein“, meint Bush. Und so ersetzt er einfach die **Realität durch Wunschdenken** – nicht nur, wenn es um die Lage im Irak geht. Vor der Fernsehkamera schien er nicht einmal selbst von seinen Ausführungen überzeugt. Wie dieses Zeitdokument wohl im Abstand von einigen Jahren wirkt?

Anmerkung: Das erste TV-Duell war Donnerstagabend, 30.09.2004, zu sehen. Nielsen-Media-Research nannte die Zahl von 62,5 Millionen amerikanischen Zuschauern. Die weiteren TV-Duelle: am **8. und am 13. Oktober 2004**.

## 11. Der Boss klopft auf den Bush

Hey, das ist ja richtig schön bunt hier. Nicht nur, weil sich im mittleren Westen gerade das Laub verfärbt. Der **Wahlkampf** ist in die Vorgärten eingezogen – die Leute stecken sich ein Banner mit ihrem Lieblingskandidaten in den Rasen. Ganz dezent und gepflegt. So etwas Anarchisches wie **Wahlplakate-Kleben** gibt es hier nämlich nicht. Und so inspiziere ich bei einer Fahrt auf der Woodward Avenue, die von den nördlichen Detroit Vororten nach Downtown führt, nebenher ein bisschen die Vorgarten-Schilder. An einem Sonntagnachmittag kann man das, da rollt der Verkehr in der Motor City gemächlicher als unter der Woche. Und ich stelle fest: So viel Bekenntnis zu John Kerry war nie. Oder bilde ich mir das bloß ein? Selbst im reichen Bloomfield Hills, einer notorischen Republikaner-Hochburg, steckt nicht zwingend ein George-W.-Bush-Schildchen **im Garten**.



foto: cornelia schauble

Auch die **Autoaufkleber**, die mir auffallen, favorisieren den demokratischen Präsidentschaftskandidaten. Das ist jedoch keinesfalls repräsentativ. Viele Autofahrer, die an diesem strahlenden Oktobertag nach Detroit unterwegs sind, haben einfach das gleiche Ziel wie ich. „**Willkommen, Boss!**“ steht an einer Kneipe gleich um die Ecke von Cobo Arena. Dort tritt an diesem Abend Bruce Springsteen auf, dazu haben sich **R.E.M. und John Fogerty** angesagt.

Am Fox-Theater, an dem ich vorbeikomme, stehen die Dixie Chicks auf der Anzeigentafel. In Auburn Hills im Norden von Metro Detroit tummeln sich derweil die Fans der Dave Matthews Band. Insgesamt gibt es an diesem 3. Oktober **sechs Konzerte** im Bundesstaat, alle Teil der Aktion „**Vote for a Change**“. Damit machen sich namhafte Musiker für einen Wechsel im Weißen Haus stark. Und der „Boss“ gibt dabei den Ton an – **Bruce Springsteen** zieht mit einem Mal ganz neue Saiten auf.

Sicher, **politisch** waren seine Songs schon immer. Aber von der Parteipolitik habe er persönlich „immer einen Schritt Abstand gehalten“, bekannte Springsteen in einem



Artikel in der „New York Times“ Anfang August. Warum er das jetzt nicht mehr kann, sagte er auch: „Dieses Jahr steht für uns **zu viel auf dem Spiel**, um diese Wahl auszusitzen.“

In einem Interview mit dem Magazin „Rolling Stone“ wurde er mit seiner Kritik an der Regierung deutlicher: „Wir wurden in die Irre geführt.“ Den Entschluss, sich bei den nächsten Wahlen einzumischen, habe er gleich nach der **Irak-Invasion** gefasst. „Einfach abseits zu stehen wäre ein Verrat gewesen an den Idealen, über die ich so lange geschrieben habe.“ Jetzt plädiert der Rock-Veteran für einen Richtungswechsel in der amerikanischen Politik.

Dass Springsteen für Kerry trommelt, gefällt natürlich nicht allen Fans. Einige Republikaner sind sogar schwer beleidigt und rufen: „**Boykottiert den Boss!**“

Daher ist es kaum vorstellbar, dass sich unter den Konzertbesuchern, die in die Cobo-Arena drängen, auch eingefleischte Bush-Anhänger finden. Die „Detroit Free Press“ behauptet genau das – „viele gehen nur wegen der Musik hin“, steht am nächsten Tag in der Zeitung. Zahlen solche Leute tatsächlich **75 Dollar Eintritt** für ein Benefizkonzert, dessen Erlös an die demokratische Organisation „America Coming together“ geht?

Wohl kaum. Ich sehe jedenfalls massenweise **Anti-Bush-Parolen** in der Schlange vor der Halle. Andere Kerry-Partisanen, erkennbar an Ansteckern und bedruckten T-Shirts, propagieren lieber ihren Kandidaten. Damit niemand aufs Gesinnungs-Leibchen verzichten muss, wenn es mal in die Wäsche muss, bietet ein Stand Nachschub: Der Verkäufer, so stellt sich heraus, **heißt Alexander und ist Deutscher**. Sein Freund sei Fotograf, und er habe auch die T-Shirts entworfen. „Vote“, steht unter Motiven, die Bush veräppeln, „wähle!“ Dafür sei er extra aus New York hergekommen, erzählt Alexander. „Ich darf ja nicht wählen“, sagt er, „und **irgendwas muss man doch tun.**“

Auch meine beiden Sitznachbarn in der Cobo Arena können **am 2. November** nicht zur Wahl gehen – sie sind Kanadier. Kiki und Steve heißen sie, extra für diesen Abend angereist aus Windsor, der Stadt auf der kanadischen Seite des Detroit River.

Was in Amerika gerade vor sich gehe, interessiere sie sehr, sagen sie, und es wäre schon gut, wenn nächste US-Präsident nicht Bush hieße. Außerdem sind sie Bruce-Springsteen-Fans, und sie freuen sich, als sie hören, dass man **den „Boss“ sogar im fernen Deutschland kennt**. „Ich bin aber vor allem wegen John Fogerty gekommen“, sagt Kiki. Auf den sei sie sehr gespannt.

Bis der frühere Frontmann von **Creedence Clearwater Revival** auf die Bühne kommt, ist es allerdings noch etwas hin. Erst einmal darf die Band Bright Eyes aufspielen – vor weitgehend leeren Rängen. Die Besucher lassen sich aber nur Zeit; die 12.000 Plätze sind **ausverkauft**. Das waren sie praktisch schon zwei Stunden nach Vorverkaufsbeginn, und ich konnte nur noch einen Sitz direkt **unterm Dachjuchhe** ergattern, für den man eigentlich schwindelfrei sein sollte. Von meiner hohen Warte aus fällt mir auf, dass Conor Oberst, der Sänger von Bright Eyes, die gleiche rebellische Haartolle hat wie der junge John Kerry.

Am Vorabend sah ich mir den Dokumentarfilm „Going Upriver“ an, über Kerry und Vietnam. Der Veteran Kerry, der erst im Krieg kämpfte und dann gegen den Krieg, wurde als 27-Jähriger zu einer **Leitfigur der Vietnam-Gegner**. In den Abendnachrichten des Fernsehens wurden ihm einmal fünf Minuten Redezeit zugestanden, wie sonst nur dem Präsidenten. Kerry erschien damals trotz seiner Jugend ungeheuer **ernsthaft** und überzeugend, war aber gleichzeitig so eine Art Polit-Popstar – bei aller Sprödigkeit hat der Kerl durchaus das **Zeug zur Kultfigur**. Warum er allerdings 33 Jahre gebraucht hat, um Präsidentschaftskandidat zu werden, ist mir auch nach dem Film immer noch ein Rätsel.





Dafür hat Kerry jetzt den Springsteen-Klassiker „**No Surrender**“ zur Hymne erkoren. Und er bekommt nicht nur musikalische Schützenhilfe. „Wir glauben, dass dies die wichtigste Wahl unseres Lebens ist“, lautet das Bekenntnis der Vote-for-Change-Rocker, das zwischen den einzelnen Auftritten eingebledet wird.

„Wir kämpfen für eine Regierung, die offen, vernünftig, fortschrittlich und menschlich ist, und wir wollen gehört werden.“

Zumindest die Konzertbesucher lauschen

schon ganz aufmerksam, als **R.E.M.** an die Reihe kommen. Frontmann Michael Stipe beschwört alle, wählen zu gehen. Und als er dann über die Bühne fegt, eine moderne Harlekin-Figur im weißen Anzug, ist erst einmal nur noch Musik angesagt.

In erster Linie erlebt das Publikum **eine fantastische Konzertnacht**, was manchen eine halbe Weltreise wert war: In der Pause treffe ich in den WC-Räumen eine Frau, die extra **aus Kalifornien eingeflogen** ist. „Bei uns gibt es das nicht“, sagt sie. Klar, **Michigan rockt an diesem Abend**, weil hier der Wahlausgang fraglich ist – in neun solcher **Swing-Staaten** macht die Polit-Tour Station; am 11. Oktober ist das große Finale in **Washington D.C.** Nach Kalifornien, wo der Sieg der Demokraten schon feststeht, kommen die Musiker nicht.

Es sieht nicht so aus, als würde irgendjemand bereuen, in die Cobo Arena nach Detroit gekommen zu sein. Als Springsteen endlich erscheint und auf der Gitarre „**Star Spangled Banner**“ intoniert, springen alle auf – und nach kurzer Zeit **tobt die Halle**. Nun, den „Boss“ einmal live mit „**Born in the USA**“ zu hören, Freunde, das ist schon was.

Man muss ja nicht gleich die Faust dazu schütteln. Kaum zu glauben in so einem Moment, dass hier noch eine Steigerung drin sein könnte, aber als **John Fogerty** auftritt – ist der Respekt für eine **Rocklegende der Vietnam-Ära** deutlich zu spüren. „Fortunate Son“, brüllen die Leute um mich herum, „Fortunate Son!“ Und dann kommt er, der Song über den privilegierten Sohn aus reichem Hause, der nicht in den Krieg ziehen muss. Das Stück aus dem Jahr 1969 ist wie gemünzt auf den Präsidenten, der seinen Krieg von **Kindern armer Leute** ausfechten lässt.

Plötzlich stehen die **Dixie Chicks** auf der Bühne, die nach dem Ende ihrer Show vom Fox herübergekommen sind. Auf dem Videoschirm erscheint **die blonde Leadsängerin Natalie Maines**, die Bush schon kritisierte, als andere noch eingeschüchtert den Mund hielten – und dafür massiv angegriffen wurde. Heute lieben die Fans die drei **Country-Hühner aus Texas** wieder. Alle singen noch gemeinsam „People have the Power“, und dann ist das Konzert zu Ende. Durchs Gewühl bahne ich mir einen Weg zum Ausgang. Vor mir geht eine junge Frau. Auf ihrem T-Shirt-Rücken lese ich, frei übersetzt: „**Knurre. Murre. Beschwer dich. Wälz dich im Dreck. Hoffe. Verzweifle. Klage. Wähle.**“

## 12. Die tapferen Streiter von Kerrytown



Über **die Rolle der Vorgärten** als Schau-Platz im **US-Wahlkampf** habe ich bereits berichtet. Nachzutragen ist: Es wird weiter aufgerüstet. Dabei tut Eile Not. Der **2. November** rückt unaufhaltsam näher. Die Frau, die eines Mittwochnachmittags ins Wahlkampf-Büro der Demokraten in Ann Arbor stürzt, hat die Dringlichkeit erkannt. „Ich brauche unbedingt so ein Kerry-Schild!“ ruft sie. „Mein Nachbar hat sich Bush/Cheney in den Garten gestellt.“ Die

Plastikschilder, die für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten werben, **gehen weg wie warme Semmeln**. „Wir müssen heute schon an die 100 verkauft haben“, staunt Donna Zajonc, die ehrenamtliche Leiterin des Demokraten-Büros in der Innenstadt. Sie hat auch bereits **Nachschub** angefordert – die eilige Kerry-Anhängerin klemmt sich das letzte unter den Arm. Die Frau, sie ist Afroamerikanerin, hat schon den Türgriff in der Hand, als sie sich noch einmal umdreht. „Werden die jetzt auf mich schießen, wenn ich rausgehe?“ scherzt sie. „Nein, Ma’am, da können Sie ganz unbesorgt sein“, versichert Zajonc.

Das meine ich aber auch. Allenfalls könnte man sich ein bisschen genießen, mit einem Bush-Banner durch die Stadt zu spazieren. Denn **Ann Arbor**, die Universitätsstadt im Südwesten von **Metro Detroit**, ist schon lange als Demokraten-Hochburg bekannt. Wäre das Wahlergebnis aus dem Jahr 2000 repräsentativ gewesen, dann hätte am Ende nicht der Oberste Gerichtshof den Präsidenten bestimmen müssen: 60 Prozent der Wähler in Washtenaw County, zu dem Ann Arbor gehört, stimmten für den Demokraten Al Gore. Nicht überall in **Michigan** war das Ergebnis so deutlich, aber George W. Bush verlor den Bundesstaat.

Den jüngsten Meinungsfragen zufolge ist es keinesfalls sicher, dass sich das wiederholt – Michigan gehört diesmal zu den so genannten **Swing-Staaten** mit ungewissem Wahlausgang. Kein Wunder, dass sich die ehrenamtlichen HelferInnen aus dem Kerry-Büro so ins Zeug legen. Und ständig kommen neue Freiwillige herein, tragen sich in Listen ein und erhalten eine Kurzeinweisung. „**Hallo, mein Name ist Soundso, ich arbeite ehrenamtlich für John Kerry.**“ Rund 25 Leute, überwiegend Frauen, sitzen in zwei Räumen und telefonieren Wählerlisten ab. Wer in den USA wählen will, muss sich nämlich aktiv registrieren lassen. Und diese Listen mit registrierten Wähler seien öffentlich verfügbar, sagt Zajonc. Aber sind in Ann Arbor wirklich noch Leute übrig, die man erst davon überzeugen muss, diesmal für den demokratischen Kandidaten zu stimmen? Sogar im **Birkenstock-Laden** – die bequemen Treter sind hier zu Lande sehr beliebt – hängt ein Kerry-Schild. Im Schaufenster, wohlgemerkt. Der Besitzer geht wohl auf Nummer sicher.

Das ist ein ganz neues **Phänomen** in einem Wahlkampf, der immer hitziger wird: Der **Schilderklau** geht um. Vor allem in den kleineren Orten der Umgebung verschwinden **bei Nacht und Nebel** immer wieder Wahlkampfbanner vom Rasen, wie die Lokalzeitung „Ann Arbor News“ berichtet. In der einen Nachbarschaft fehlten eines Morgens die Bush-Schilder, woanders die von Kerry. Da macht es schon Sinn, in der Innenstadt die Schilder an den Straßenlaternen **anzuschrauben**, möchte man meinen. Willkommen in „Kerrytown“! Aber halt, das ist keine Wahlwerbung, **der Stadtteil heißt wirklich so**.

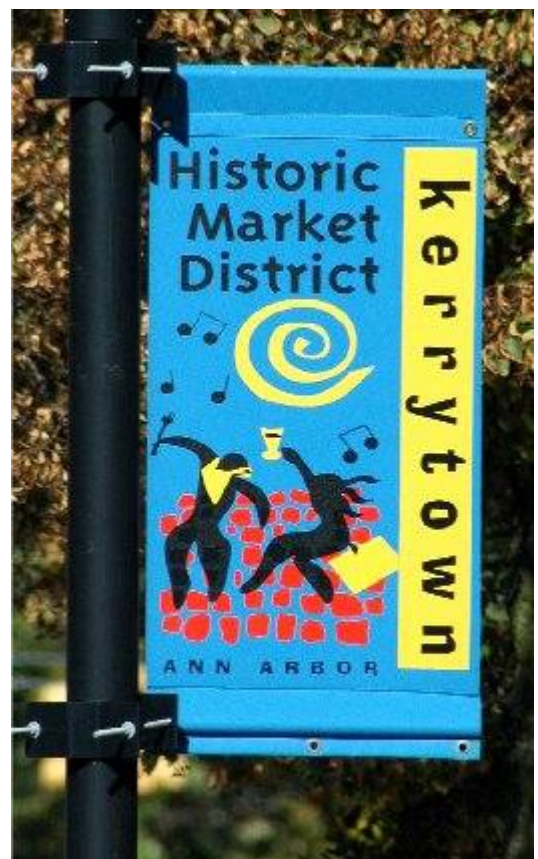
**Kerrytown ist der historische Marktbezirk von Ann Arbor.** Heute gibt es dort zahlreiche Cafés und Restaurants, wo es nach allen Küchen dieser Welt duftet. Dazu Galerien und Läden, wo man vor allem finden kann, was man nicht gesucht hat. Und überall sind Studenten unterwegs. Kurzum: Das Ganze erinnert ein bisschen an mein heimatliches Tübingen – nur ohne Fachwerk. Die Gründer von Ann Arbor bauten in **Backstein**. Aber dass die beiden Städte miteinander verbandelt sind, passt perfekt. Und ähnlich wie der Tübinger Wochenmarkt ist auch der **„Farmers Market“** in der amerikanischen Sister City ein beliebter Treffpunkt. Derzeit sind vor allem **Kürbisse** in allen Größen und Formen im Angebot: zum Kochen, Dekorieren und zum Halloween-Masken-Schnitzen. Außerdem wird samstags auf dem Markt in Kerrytown ein Kerry-Stand aufgebaut. Von ehrenamtlichen Helfern, versteht sich.

Zu den Kerry-Unterstützern gehört auch Harriet Morris. Sie verkauft T-Shirts und Buttons, auf denen steht: **„Jobs zu Hause – Respekt im Ausland.“** Außerdem weiß sie sofort eine Antwort auf die Frage, warum der Präsident trotz gravierender Fehleinschätzungen im Irak bei mindestens der Hälfte des Wahlvolks immer noch populär ist. Die Rechte kontrolliere die **Medien**, vor allem das Fernsehen, sagt Morris. Das habe man schon im Jahr 2000 gemerkt, als es um **Unregelmäßigkeiten bei der Wahl im Bundesstaat Florida** ging. Anstatt ernsthaft darüber zu berichten, hätten die Talkmaster nur über die Florida-Rentner gewitzelt, die zu senil zum Wählen seien. Farbige Wähler seien in Florida systematisch eingeschüchtert und vom Gang an die Urne abgehalten worden – Afroamerikaner wählen überwiegend demokratisch. Angesichts der Tatsache, dass George Bush in Florida gerade mal **537 Stimmen mehr** erhielt als Al Gore, gibt das schon zu denken. Es sehe im Übrigen ganz danach aus, als wiederhole sich die Geschichte in Florida, beklagt Morris. Noch immer ist **der Bruder des Präsidenten dort Gouverneur**. „Aber der durchschnittliche Mensch kriegt das alles nicht mit.“

Harriet Morris, die sich ihren Lebensunterhalt als Sekretärin verdient, war nach eigenen Angaben „viele Jahre lang nicht politisch aktiv“. Mit dem aktuellen Amtsinhaber – sie nennt ihn nicht Präsident, sondern „Resident im Weißen Haus“ – änderte sich das. „Schon der Gedanke, dass Bush eine zweite Amtszeit haben könnte...“ Morris führt den Satz nicht zu Ende. Dass **die Europäer Kerry wählen würden**, wenn sie nur könnten, hat sie auch schon gehört. „Im Ausland ist man eben besser informiert – deswegen sind dort alle gegen Bush.“

In welchem Maße der Präsident das Ansehen Amerikas ruiniert hat, davon machen sich die meisten US-Bürger allerdings keine Vorstellung. Er habe das auch erst realisiert, als er im Sommer nach Deutschland reiste, sagt Aaron McCune-Stein, den ich im Demokraten-Büro treffe. Ein Austauschprogramm brachte den 18-jährigen Studenten in den Semesterferien nach Tübingen. Als er dort in eine Kneipe ging, um Leute kennenzulernen, hatte er ein prägendes Erlebnis: **„Als sie herausfanden, dass ich Amerikaner bin, fingen sie an, mich zu verspotten.“** Der junge Mann kann es immer noch nicht ganz fassen. „Aber als ich dann sagte, dass ich für Kerry arbeiten möchte, waren sie schon viel netter.“ Und deswegen macht der Erstwähler bei der demokratischen Telefon-Aktion mit: „Ich rufe Leute an und versuche, sie davon zu überzeugen, für John Kerry zu stimmen.“

Die **republikanische Partei** muss einen schweren Stand haben in dieser Stadt. Ein Büro hat sie jedenfalls nicht. Für eine ausgewogene Berichterstattung ist das **nicht gerade förderlich** – zumal die „College Republicans“ an der Universität





von Michigan, deren Adressen ich von einer Website fische, offenbar keine E-Mails beantworten. Aber vielleicht finden sich ein paar Bush-Anhänger in der Kellerkneipe, wo die dritte Fernsehdebatte auf Großbildschirmen gezeigt wird. Zettel mit der Ankündigung dieser „**Debate Watching Party**“ hängen an allen Plakatwänden und Laternenpfählen der Stadt.

Noch bevor ich den „Cavern Club“ betrete, wird mir allerdings klar, dass es mit der **Ausgewogenheit** an diesem Abend nichts mehr wird: Schon am Eingang kleben Kerry-Sticker. Ich hole mir ein Bier und sichere mir einen Platz vor dem Fernseher. Auf dem T-Shirt meines Vordermannes steht: „**Niemand will Krieg, Veteran John Kerry weiß, warum.**“ Ich tippe dem jungen Mann auf die Schulter. Es stellt sich heraus, dass er Marco Wenger heißt, aus dem bayerischen Günzburg stammt, und gerade ein Praxissemester im Großraum Detroit macht. Neben ihm sitzt Ted Belding, der in Ann Arbor Informatik studiert. Sein Vater war Arzt im US-Militärhospital Landstuhl, deswegen spricht Ted ausgezeichnet Deutsch.

„Ich würde gern sagen, dass Kerry besser war“, sagt Ted nach der Debatte. „Aber Bush war auch nicht schlecht.“ Marco besteht darauf, dass Kerry trotzdem sympatischer wirkte. Einige Jung-Demokraten verteilen derweil Zettel, auf denen steht: „**Wach nicht am 3. November auf mit einem Katzenjammer.** Hilf mit, dass Kerry/Edwards gewählt wird.“

### 13. Die Macht der breiten Schultern

Kennen Sie den? Treffen sich zwei Reporter. Fragt der eine: „Was meinst du zu **der Beule auf Bushs Rücken?**“ Antwortet der andere: „Wahrscheinlich gutartig.“

Das glaube ich auch. Aber eigentlich wollte ich über etwas ganz anderes schreiben, auf die Politik komme ich später zurück. Heute hatte ich schon Inventur. Im **Kleiderschrank**. Genauer gesagt: in der Abteilung für die kalte Jahreszeit. Der **Saisonwechsel** ruft nach einer Bestandsaufnahme. Mein Blick fiel auf jenes schwarze Kostüm, das ich seit mindestens zehn Jahren nicht mehr getragen habe. Eigentlich schade, dachte ich, denn der Schnitt ist schön schlicht und ich passe bestimmt noch hinein. Ich probierte es an – tadellos. Dann trat ich vor den Spiegel. Und lachte mich kaputt. Du liebe Güte, waren diese **überbreiten Schultern** wirklich einmal Mode? In dem guten Stück sehe ich aus wie ein **Football-Spieler**. Ich steckte es umgehend in den Sack für die Heilsarmee.

Bei der Gelegenheit fiel mir zum ersten Mal richtig auf, wie schmal und zierlich **Damenjacken** neuerdings geschnitten sind. Die Schultereinlagen sind viel dünner als früher – ganz darauf verzichten mögen die Modemacher allerdings nicht. Bei Kostümjacken und Blazern gehören sie **zur tragenden Struktur** des Kleidungsstückes. Wenn Kleider Leute machen, liegt das an den Schulterpolstern. Man stelle sich einmal vor, wie unglücklich der etwas zartschultrige englische Dauer-Thronfolger wäre, würde ihm nicht sein Schneider mit ein wenig Watte obenrum zur **Prinzen-Statur** verhelfen.

Auch die Persönlichkeit eines Politikers kann nur gewinnen, wenn man sie an den richtigen Stellen **aufpolstert**. Im Wettstreit der Kandidaten um den amerikanischen Präsidentensessel lässt sich derzeit eine interessante Beobachtung ausmachen: Wer immer am 2. November gewinnt – dieser Wahlkampf wird als derjenige in die Geschichte eingehen, in dem der Herausforderer aussah wie der Präsident und der aktuelle Amtsinhaber wie sein eigener Widersacher.

Der verbittert wirkende Mann im graubeigen **Altherrenblouson**, der mit keifender Stimme seinen politischen Gegner schmäht, hat nur noch eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit dem guten alten **George W. Bush**, der vor vier Jahren **als netter Kumpel** durch die Bundesstaaten tourte und fast so viele Wähler für sich gewinnen konnte wie Al Gore. Die Amerikaner mögen Bush, heißt es immer wieder, weil er ein „regular guy“ ist, ein „ganz

normaler Kerl“. Aber muss ein Präsident unbedingt wie ein durchschnittlicher Typ wirken? Vielleicht wollen manche nach so viel **Mittelmaß** doch wieder einen, der dieses Amt würdevoll bekleidet. Und ihm auch äußerlich gerecht wird.

**John Kerry** kann das. Er trägt seine gut sitzenden Anzüge mit einer **Selbstverständlichkeit**, als wäre er darin geboren worden. Deshalb habe ich auch nie verstanden, warum sich Kerry zu Beginn des Wahlkampfes vor jeder Rede das Jackett vom Leibe riss und hemdsärmelig aufs Podium stürmte. Womöglich wollte der demokratische Präsidentschaftskandidat damit sagen: Wir **krepeln jetzt die Ärmel hoch** und packen an, was es zu verändern gilt in diesem Land! Schön. Aber dazu kann er doch seine Jacke anbehalten.

Ein gut geschnittenes **Jackett** ist kein einengendes Korsett, ganz im Gegenteil: Wer es trägt, erscheint dadurch gleich bedeutender, was eine befreiende Wirkung haben kann. Mehr Selbstsicherheit durch **geeignete Berufsverkleidung** ist übrigens kein männliches Privileg – auch viele Frauen fühlen sich einfach besser gewappnet, wenn sie eine Jacke tragen. Die Business-Jacke hat damit alle Merkmale einer **modernen Rüstung**: Sie schindet Eindruck und schützt.

Kontur gewinnt aber nur, wer bei der Schulterverbreiterung das richtige Maß einhält – nicht zu übertrieben, aber auch nicht zu knapp. Woran deutlich wird: Das Polstern von Schultern ist **hohe Schneiderkunst**. Aus rein nähtechnischer Neugierde habe ich einmal ein altes Jackett ausgeweidet und mich über die Masse von Vlieseline und Füllstoff gewundert, die mir entgegenquoll. Dabei war die Schulterabrundung bei diesem Modell noch recht kleidsam. Warum in den achtziger Jahren die textilen Implantate nachgerade zu wuchern begannen, entzieht sich meiner Kenntnis. Vielleicht, weil damals die **Breitschultrigkeit** in Person deutscher Bundeskanzler wurde.

Sorgfältig ausgeklügelte Schulterbedachungen sorgten bei **Helmut Kohl** dafür, dass der Anzugstoff schön glatt über den mächtigen Bauch fiel und eine einigermaßen kompakte Figur ergab. Man erinnert sich ungern daran, wie der Mann **in einer Strickjacke** aussah. Heute sind die Zeiten insgesamt schmalschultriger geworden. Man sollte es auch damit allerdings nicht übertreiben. Zum Glück hat John Kerry noch rechtzeitig begriffen, dass er eher mickrig aussieht, wenn er nur **im Hemd** dasteht. Allerdings trägt er seine Oberhemden jetzt eine Nummer größer und etwas bauschiger, so dass nicht gleich alles verloren scheint, wenn er die Jacke einmal abnimmt und er macht das nur noch selten.

Im Gegensatz dazu hüllt sich der amerikanische Präsident, der mitunter im Karohemd wahlkämpfend durch die Lande zieht, nur in feinen Zwirn, wenn es unbedingt sein muss – und dann sieht er stets ein wenig aus, als trüge er seinen **Konfirmandenanzug**. Das Material wirkt immer ein wenig dünn, und es glänzt auch ein bisschen, und die Anzüge sind eindeutig zu knapp geschnitten. Vielleicht ist das die Rache des Schneiders dafür, dass man die „French Fries“ in „Freedom Fries“ umbenannt hat: Georges de Paris, der aus Frankreich stammt, hat angeblich seit Lyndon Johnson schon für jeden Präsidenten der Vereinigten Staaten geschneidert.

Falls John Kerry Präsident wird, muss sich Georges de Paris vermutlich einen neuen Auftraggeber suchen, denn der Demokrat bevorzugt offenbar einen mehr **englisch gediegenen Stil**. Bei dem auch die Schultern etwas breiter sind. Deshalb hatte George – der ohne „S“ und auch nicht „de Paris“, sondern aus Crawford, Texas – einige schlaflose Nächte vor der Fernsehdebatte. Auf den Bildschirmen der Nation würde er nicht nur viel kleiner wirken als sein groß gewachsener Herausforderer, sondern auch noch viel schmaler, fürchtete er. Deswegen hatte Karl Rove, Bushs Chefstrategie, einen genialen Plan: Er rüstete die Schultern seines Präsidenten mit einer **doppelten Lage Polster** nach, um ihn mächtiger und eindrucksvoller erscheinen zu lassen.

Das sah erst tadellos aus, aber dann passierte ein kleines Missgeschick: Ein **Schulterpolster verrutschte**. Karl Rove benutzte wahrscheinlich diese halbmondförmigen Einlagen aus Schaumstoff, mit hautfarbenem Nylonbezug und

Klettband, die in den schulterbewussten Achtzigern sehr beliebt waren. Aber ach, wie viel Kummer hat es schon bereitet, dieses Klebeband, das **überall haften** will, nur nicht in der Schulternaht! Alle weiblichen Leser wissen, wovon ich rede: Die Teile machten sich gern selbstständig. Wer sich versehentlich auf so ein Ding setzte, führte dank Klettband eine hautfarbene Beule am Hintern spazieren. Sogar in freier Natur waren bisweilen **einsame Schulterpolster** zu finden. Noch häufiger passierte es, dass man plötzlich einen Höcker hatte, wo keiner hingehört, und aussah wie der **Glöckner von Notre Dame**. Genau so erging es Bush.

Als ein Zuschauer die seltsame Ausbuchtung auf dem Rücken des Präsidenten erspähte und diese Beobachtung in einem Weblog postete, wurde **ein Gerücht** geboren, das bis heute die Netzwelt in Atem hält. Auch seriöse Blätter wie die „**Washington Post**“ haben sich damit ausgiebig beschäftigt. Bush war verdrahtet, wird gemunkelt. Die Beule, die sich in den Videoaufzeichnungen der Debatte deutlich auf seinem Rücken abzeichnet, sei **ein Radiosender** gewesen, und er habe einen Einflüsterer. Es gibt sogar Websites, die sich ausschließlich mit dieser These beschäftigen, wie [www.isbushwired.com](http://www.isbushwired.com).

Alles Quatsch. Hätte Bush einen kleinen Mann im Ohr, wäre ihm nicht diese andere Peinlichkeit in der dritten Fernsehrunde passiert. Dann hätte Karl Rove ihm sicher was geflüstert – nämlich dass er sich mal den **rechten Mundwinkel** wischen soll. Dort klebte nämlich die ganze Zeit ein geronnenes Spuckeklumpchen. Auch das wirkte nicht sehr präsidentiell.

#### **14. Sind Sie ein Terrorist? Bitte ankreuzen!**

Hätte Mohammed Atta damals eine **Green Card** gewonnen, wäre die Lotterie wahrscheinlich schon längst abgeschafft. Der Ägypter hatte aber kein Glück – bei der Verlosung der begehrten US-Einwanderungsvisa im Jahr 1999 ging er leer aus. Bekanntlich schaffte er es trotzdem ins Land, und es hatte auch niemand etwas dagegen, dass er **Flugunterricht** nahm. Schließlich gewährte die Einwanderungsbehörde ihm und einem anderen Flugschüler sogar ein **Studentenvisum**: Das war ziemlich genau sechs Monate, nachdem Mohammed Atta und Marwan Al-Shehhi mit zwei entführten Flugzeugen in die Türme des World Trade Centers gerast waren. 3000 Menschen verloren bei den Anschlägen des 11. September ihr Leben, und die Namen der 19 Selbstmordattentäter standen in allen Zeitungen. Trotzdem war es den Beamten nicht aufgefallen, dass sie **Visa für zwei tote Terroristen** ausgestellt hatten. Die Aufenthaltsgenehmigung für die beiden Todespiloten wurde übrigens an die Adresse der Flugschule geschickt.

Weil das schon ein bisschen peinlich war, hat sich die US-Einwanderungsbehörde inzwischen etwas ganz Raffiniertes ausgedacht: Die alten Visa-Formulare wurden einfach durch einen Zusatz ergänzt, hübsch von Hand aufgestempelt. Jeder, der für längere Zeit ins Land will, sieht sich nun mit der Frage konfrontiert: „**Gehören Sie einer terroristischen Organisation an? Ja/Nein.**“ Bitte ankreuzen. Wer ein Einwanderungsvisum beantragt, wie ich das kürzlich tat, muss überdies schwören, die Wahrheit gesagt zu haben.

Da stand ich nun auf dem US-Konsulat in Frankfurt an einer Art Sparkassenschalter, auf der anderen Seite der Scheibe befand sich **der Konsul**, und als ich die Hand zum Schwur hob, gingen mir ein paar Gedanken durch den Kopf. Sagen wir – wenn nun wirklich ein Terrorist offiziell nach Amerika einwandert, denken die Behörden, dass der dann beherzt „Ja“ ankreuzt? Wenn nicht: Was passiert, wenn sich der auf Herz und Nieren geprüfte Einwanderer irgendwann doch als Angehöriger einer terroristischen Vereinigung entpuppt? Können sich die Behörden in diesem Fall herausreden: Aber der Mann hat doch **sein Kreuzchen bei „Nein“** gemacht! Wie konnten wir ahnen, dass es sich um einen Terroristen handelt?

Bei den **Namen** passen die Beamten inzwischen allerdings höllisch gut auf. Man könnte sagen, sie sind in diesem Punkt so sensibel geworden, dass sich Menschen mit arabisch klingenden Namen eine USA-Reise gut überlegen sollten. Sie können nicht unbedingt damit rechnen, zum beabsichtigten Termin an ihr Ziel zu gelangen. Diese Erfahrung machte in jüngster Zeit jedenfalls **Yusuf Islam**, vormals bekannt als **Cat Stevens**. Dem zum Islam konvertierten ehemaligen Popstar wurde vor einigen Wochen die Einreise in die USA verweigert, als er von London nach Washington flog. Sein Flug wurde in den Bundesstaat **Maine umgeleitet**, und dort wurde der britische Friedensaktivist von Bord geholt.

Yusuf Islam sei ein **Sicherheitsrisiko**, gaben die Behörden zur Auskunft, und er stehe auf einer **Flugverbotsliste**. „Ich fühle mich jetzt schon viel sicherer“, frotzelte darauf der Late-Night-Talker **David Letterman**. Und Kollege **Jon Stewart** vermeldete „eine richtige Erfolgsgeschichte im Krieg gegen den Terror“. „Wissen Sie“, sagte der Comedy-Nachrichtensprecher, „jetzt haben wir endlich den Kerl, der ‚Peace Train‘ schrieb.“

Offenbar galt auch **Ted Kennedy** schon als Sicherheitsrisiko, denn sein Name stand ebenfalls eine Zeit lang auf einer **Liste nicht flugberechtigter Personen**. Für einen Senator, der dauernd nach Washington fliegen muss, ist es ziemlich unpraktisch, wenn das nicht ohne Einschalten der Flugsicherheitsbehörde geht. Aber offenbar gelang es Kennedy, sich mit **Heimatschutzminister Tom Ridge** gütlich zu einigen. Ist auch bestimmt einfacher, wenn man mit Nachnamen „Kennedy“ heißt und nicht „Islam“.

Die meisten Flugpassagiere müssen sich nur gründlichen **Sicherheitskontrollen** unterwerfen, den Gürtel ablegen und die Schuhe ausziehen, bevor sie an Bord gehen dürfen. Das ist in Ordnung. Nur: Die illegalen Einwanderer, die jede Nacht über die **amerikanisch-mexikanische Grenze** kommen, lassen die Schuhe an, und sie zeigen auch niemandem ihre Identitätskarte. Und da nützt es auch nichts, dass die Kontrollen an den Flughäfen seit dem 11. September rigoros verschärft wurden, wie das US-Nachrichtenmagazin „Time“ schreibt: Dafür seien die Landesgrenzen in dieser Zeit immer poröser geworden. **3 Millionen illegale Zuwanderer** dürften in diesem Jahr in die Vereinigten Staaten kommen, schätzt das Blatt – „genug, um 22.000 Flugzeuge vom Typ Boeing 737-700 zu füllen, oder 60 Flüge an jedem Tag des Jahres“. Nur nimmt von diesen Leuten niemand einen Fingerabdruck.

Der Schutz der eigenen **Landesgrenzen** scheint im Kampf gegen den Terror indessen nur eine sehr untergeordnete Rolle zu spielen – sogar in Wahlzeiten. John Kerry schneidet das Thema zwar gelegentlich an: Was bringt es, bemängelt der demokratische Präsidentschaftskandidat, wenn nur das Gepäck der Flugpassagiere kontrolliert wird, nicht aber die Luftfracht? Auch ganze **Schiffsladungen** kämen ungeprüft ins Land. Dass sich die Heimatschutzbehörde dafür nicht interessiert, hat einen einfachen Grund: Es ist **kein Geld da**, sagt Präsident George W. Bush.

Im **Irak-Krieg** schien Geld dagegen nie eine Rolle zu spielen. Aber da ging es zunächst auch nicht um die Bekämpfung von Terrorismus – oder wie sonst ließe es sich erklären, dass in der Militäranlage Al-Kaaka während des Irak-Krieges rund 350 Tonnen **hochexplosiven Sprengstoffs** gestohlen wurden. Vielleicht war der Sprengstoff auch schon weg, als die US-Soldaten zum ersten Mal dort vorbeikamen – es gab offenbar keine Befehle, die Anlage zu durchsuchen oder zu sichern. Das US-Militär war mit Wichtigerem beschäftigt: Wer die **Ölfelder im Irak** sichern musste, konnte sich nicht auch noch um Plünderungen kümmern.

Nachdem nun sogar Bush zugibt, dass **Saddam Hussein** zu Beginn der US-Invasion keine Massenvernichtungswaffen mehr besaß, nichts mit 9/11 zu tun hatte und auch keine engere Zusammenarbeit mit der Terror-Organisation Al Kaida pflegte, wird die Frage nun wieder häufiger gestellt: Ging es im Irak in Wirklichkeit **nicht doch ums Öl**? Der Dokumentarfilm **„The Oil Factor: Behind the War on Terror“** von Gerard Ungerman und Audrey Brohy behandelt die verschiedenen Motive, die hinter dem so genannten „Krieg gegen den Terror“ stehen könnten. Im Film geht es auch um die



Ölwährung Dollar – offenbar hatte der Irak erwogen, seine Öl-Exporte künftig **in Euro** abzurechnen, was auf einigen Internet-Seiten als der wahre Kriegsgrund gehandelt wird.

Wie dem auch sei: Mit seinem „Krieg gegen den Terror“ scheint der US-Präsident nicht einmal die restlichen Länder der von ihm ernannten „Achse des Bösen“ zu beeindrucken. Sonst hätte George W. Bush wohl kaum **Wahlkampfhilfe aus Teheran** bekommen. „Historisch gesehen haben die Demokraten dem Iran mehr geschadet als die Republikaner“, hieß es. Die Ayatollahs sind ein schönes Beispiel für die **bunte Vielfalt der Bush-Befürworter**: Auch Britney Spears, katholische US-Bischöfe sowie Wladimir Putin haben sich für eine Wiederwahl des Amtsinhabers stark gemacht. Und die „Bild“-Zeitung.

## 15. Im Reich des Teflon-Präsidenten



Wenn sich in diesen Tagen in Amerika irgendwo eine lange Schlange bildet, gibt es dafür zwei mögliche Gründe: Entweder versuchen dort Leute, eine **Grippe-Impfung** zu bekommen, oder sie wollen als Frühwähler **ihre Stimme abgeben**. Beides ist mit einigen Hindernissen verbunden. Und obwohl die Amerikaner gemeinhin nicht zum Meckern und Jammern neigen, ist derzeit eine **Malaise** zu spüren, die längst auch das Alltagsleben erfasst hat. Volltanken kostet so viel wie nie, täglich kommen neue Schreckensmeldungen aus dem Irak, und dann schickt auch noch Osama bin Laden eine **Video-Botschaft**.

Es ist eine ziemlich späte Oktober-Überraschung, wie ein derartiges wahlbeeinflussendes Ereignis kurz vorm Urnengang genannt wird, eine Last-Minute-Lieferung passend zur Saison. **Happy Halloween!** Mit seinem aktuellen Grußwort zur US-Wahl stellt der Terroristenchef klar, dass er gesund und munter ist und vor allem immer noch auf freiem Fuße: Ein sprechender Beweis dafür, dass George W. Bush **den falschen Krieg geführt** hat – und alle können es sehen.

Denkste. Auch in den neuesten Umfragen liegt Bush wieder knapp vor seinem demokratischen Herausforderer John Kerry, oder er ist zumindest gleichauf mit ihm. Über **1100 amerikanische Soldaten** haben im Irakkrieg ihr Leben verloren, es ist die Rede von **100.000 zivilen Opfern**, im Fernsehen werden **abgehackte Köpfe** gezeigt und von Terroristen **entführte Menschen**, die um ihr Leben flehen – und immer noch sagen rund 50 Prozent der Amerikaner, sie seien mit Bushs Amtsführung einverstanden. **Rational** erklären lässt sich das nicht. In Amerika regiert ein Teflon-Präsident: Was immer auch passiert – nichts klebt, nichts bleibt an ihm hängen. Selbst wenn etwas anbrennt, die glatte Oberfläche lässt garantiert nichts anhaften.

Dabei waren nicht nur in der vergangenen Woche die Ereignisse jeden einzelnen Tages dazu geeignet, dem **Teflon-Image des Kriegspräsidenten** einige tiefe Kratzer zuzufügen. Aber Bush nimmt **die Wirklichkeit** überhaupt nicht zu Kenntnis. Das liegt nicht nur daran, dass er nach eigenem Bekunden keine Zeitungen liest. Sonst wäre er vielleicht vor ein paar Tagen über folgenden Satz in der „New York Times“ gestolpert: **„Präsident Bushs missratene Invasion im Irak** scheint erreicht zu haben, was Saddam Hussein nicht gelang: gefährliche Waffen in die Hände von Terroristen gelangen zu lassen und einen Ableger von Al Kaida im Irak zu schaffen.“

Egal, was geschieht: **George W. Bush** sieht sich in den Ereignissen bestätigt – nur weiter so, in Kriegszeiten braucht das Land eine „konstante Führung“. Keinen wankelmütigen Charakter wie **John Kerry**, der gelegentlich seine Meinung revidiert, wenn es die **Gegebenheiten** erfordern, und der seinen Kurs an der **Realität** ausrichtet: Mein Gegner ist so ein Weichei, sagt Bush in der ihm eigenen verquerten Logik, dass der mit dem Schlamassel, das ich im Irak angerichtet habe, nie im Leben fertig wird. Und weil wir Osama nicht gekriegt haben, müsst ihr uns jetzt weitere vier Jahre geben – sonst seid ihr selber schuld, wenn der wieder zuschlägt. Der Comedy-Nachrichtensprecher Jon Stewart sagte in einem Interview, Bushs bestes Argument für ein Wiederwahl sei: „Ja, ich habe die **Karre an die Wand** gefahren. Aber ich habe dabei nicht geblinzelt.“

John Stewarts „Daily Show“, eine satirische Fake-Nachrichtensendung, verzeichnet beachtliche Einschaltquoten. Und Stewarts Pseudo-Schulbuch „**America (The Book)**“, in dem er genussvoll demokratische Institutionen zerpfückt, ist ein Bestseller. **Satire** hat derzeit Hochkonjunktur in den USA: Verständlich, wenn die Realität jeglicher Beschreibung spottet. „Präsident Bush sagte heute, er sei sehr ‚wütend‘ darüber gewesen, dass die Iraker 350 Tonnen Sprengstoff plünderten, denn mit der Plünderung des Iraks sei schließlich Halliburton beauftragt“, schreibt Andy Borowitz in seinem Online-Report. **Halliburton**, das ist die Firma, die schon Geschäfte mit dem Irak machte, als **Dick Cheney** noch Konzernchef war. Heute rüstet Halliburton die Armee aus und ist auch maßgeblich am Wiederaufbau im Irak beteiligt – wegen überhöhter Forderungen geriet das Unternehmen schon in jüngster Zeit immer wieder ins Kreuzfeuer der Kritik.

Man muss sich das einmal auf der Zunge zergehen lassen: Der **Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika** erhält heute noch **Prämien und Zuwendungen** von einem Unternehmen, das sich schamlos **bereichert** an einem Krieg, für den der ehemalige Boss mit verantwortlich zeichnet. Dass nun das **FBI ermittelt**, weil ein milliardenschwerer Auftrag ohne Ausschreibung an Halliburton ging, verdankt sich der Beschwerde einer ranghohen Beamtin aus dem Pentagon – deren Karriere dürfte damit allerdings beendet sein.

Währenddessen verkündet Cheney landauf landab, dass der Irakkrieg „eine bemerkenswerte Erfolgsgeschichte“ sei. Wie ist das möglich, fragt man sich – arbeiten die im Weißen Haus mit Gehirnwäsche? So ähnlich. Wie in einem viel beachteten Artikel des Journalisten **Ron Suskind in der „New York Times“** – vielleicht das bislang erhellendste Stück über den Präsidenten überhaupt – zu lesen war, hat die Regierung längst **jegliche Bodenhaftung verloren**: Für Bush zählen keine Fakten mehr, die Realität bleibt im Wahlkampf außen vor. „Wir sind jetzt ein **Imperium**“, sagte ein Bush-Mitarbeiter zu Suskind, „und wenn wir handeln, schaffen wir uns **unsere eigene Realität**.“ Bushs Imperium gründet sich auf der glaubensfundierten Präsidentschaft. Und **wer glaubt, wird selig**.

Bei **Osama bin Laden** läuft das ganz ähnlich. So wie er da sitzt, mit frisch gekämmtem Bart und in einem weißen Gewand mit güldenem Umhang, sieht er nicht gerade aus, als ob er irgendeinen **Platz in der wirklichen Welt** hätte. Dabei muss er über eine perfekte Infrastruktur verfügen, die bewerkstelligen kann, dass ein Video – mit englischen Untertiteln! – zu einem offenbar exakt geplanten Termin zur Ausstrahlung kommt. Und wenn er sich in seiner Botschaft nicht selbst als Auftraggeber der Anschläge des 11. September outen würde, könnte man über dieser perfekten Inszenierung fast vergessen, dass dieser Mann Selbstmordattentäter losschickt. Bin Laden, der im Video Bush verhöhnt, droht den USA zumindest indirekt auch neue Anschläge an.

Die Meinungen gehen nun allerdings auseinander, wenn es um die Frage geht, wem dieser wirkungsvolle Auftritt bin Ladens so kurz vor der Wahl nützen könnte. Die Bush-Berater reklamierten den **Vorteil** indessen sofort für sich: Es helfe dem Präsidenten, weil die Wähler nur ihm eine wirkungsvolle **Terroristen-Bekämpfung** zutrauen. Vielleicht kann der von einer Art messianischem Sendungsbewusstsein ergriffene Präsident die Gefährlichkeit bin Ladens tatsächlich am besten einschätzen – das meint jedenfalls **Bruce Bartlett, ein früherer Berater von Ronald Reagan** und George Bush senior. „Deswegen sieht George W. Bush so klar, was Al Kaida angeht und den

fundamentalistisch-islamischen Feind: Er glaubt, man muss sie alle töten. Man kann sie nicht überzeugen, sie sind Extremisten, **getrieben von einer dunklen Vision**. Er versteht sie, denn er ist genau wie sie...“

Vielleicht gehen am 2. November aber auch Leute wählen, die **Angst** haben vor einem Präsidenten, der sich **auf einer Mission wähnt** und mit der Realität nichts zu schaffen haben will. Die Menschen, die täglich mit harten Tatsachen zu kämpfen haben. Die nicht hinnehmen wollen, dass sich George W. Bush nicht um die **soziale Wirklichkeit** schert, und etwa die Erhöhung des Mindestlohnes verweigert, dafür aber Steuererleichterungen festschreiben will, die vor allem Wohlhabenden zu Gute kommen. Vielleicht sind es auch die zornigen jungen Leute, auf die das jüngste Video des Detroit-er HipHoppers Eminem zielt ([www.gnn.tv/content/eminem\\_mosh.html](http://www.gnn.tv/content/eminem_mosh.html)), die diesmal für Wahl-Überraschungen sorgen.

Dass mancherorts im Reich des Teflon-Präsidenten **Touch-Screen-Wahlmaschinen** zum Einsatz kommen, die zu **manipulieren** offenbar ein Kinderspiel ist, lässt allerdings nicht gerade hoffen. Aber auch hier bleibt nichts hängen – man kann die Wahlstimmen dann nicht einmal nachzählen wie vor vier Jahren in Florida, denn es gibt **keinen Papierausdruck**.

## 16. Amerika zeigt sein anderes Gesicht

Jetzt wissen wir's: Die **Orakel taugen nix**. Die Washington **Redskins** können verlieren, ohne dass der Präsidenten-Herausforderer gewinnt, auch ein **fallender Dow Jones** Index bringt den Amtsinhaber nicht ins Straucheln, und selbst die **Kinder von Nickelodeon** können irren (bei einer Internetumfrage des Senders erhielt Kerry satte 57 Prozent).

Die **Halloween-Prognose** traf indessen zu: Der Kandidat, dessen Maske sich am besten verkaufte, siegte tatsächlich. Wer hätte das gedacht, dass der Spuk auch noch nach Halloween andauert? Viele Leute haben zudem ihre Kürbisfratzen am Haus nicht weggeräumt, und in einigen Vorgärten stehen nach wie vor Kerry-Schilder – zwei Tage nach der Wahl boten die Vorstadtstraßen im strömenden Regen ein gespenstisches Bild.



Andererseits: Der **Wahlnachtskater**, hervorgerufen durch eine Überdosis CNN und eine Flasche billigen Rotwein (der bessere blieb zu) ist überstanden – inzwischen weiß ich auch, dass ich gut davon gekommen bin. In meiner Bekanntschaft verursachte das Wahlergebnis Nervenzusammenbrüche, Schreikrämpfe, Ehekrisen und andere Kollateralschäden. Ein deutscher Praktikant bekam **Beileidsanrufe** von seinen Lieben daheim, und eine Freundin – sie lebt seit Jahrzehnten in den USA – schrieb mir in einer E-Mail: „Die Aussicht, diesen arroganten Bastard vier weitere Jahre sehen und ertragen zu müssen, bringt mich um. Ich darf gar nicht daran denken, was er nun ungestört **noch weiter kaputt machen** kann in dieser Zeit. Das Amerika, das ich kannte, ist endgültig hinüber – es lebe die Gewalt, Macht, Arroganz, Dummheit und Selbstsucht!“

Nun, inzwischen geht's ihr schon wieder besser, und sie trägt auch nicht mehr Trauer – am Tag nach der Wahl war sie **ganz in Schwarz** ins Büro gegangen, genau wie ihre Kollegin. Dafür echot die globale Verständnislosigkeit nun aus dem Blätterwald: „Wie können 59.054.087 Menschen so dumm sein?“ titelt der britische „Daily Mirror“. Und „Spiegel-Online“ fragt: „**Wie konnte das passieren?**“ Soll heißen: „Dass Amerika George W. Bush einmal zum Präsidenten gewählt hat, ist aus Sicht vieler Beobachter erklärbar – und entschuldbar. Aber zweimal?“

Moment. Das stimmt so nicht: George W. wurde genau einmal vom Volk gewählt, und zwar jetzt, nach vier Amtsjahren – und was für welchen, das macht die Sache in der Tat erstaunlich. Aber so unerklärbar auch wieder nicht. Nur sitzen die Korrespondenten großer Zeitungen und Magazine in Washington oder New York, und sie fliegen vielleicht auch mal nach L.A. – und das halten sie dann für Amerika. Sie **berichten aus den Großstädten**, vor allem an der Ost- und Westküste, wo die Leute neugierig auf den Rest der Welt sind, auch mal über den jeweiligen Ozean gucken und demokratisch wählen. Es ist das Amerika, wie es John Kerry verkörpert.

Hach, war das eine **schöne Zeit im Wahlkampf**: Die demokratische Graswurzelbewegung war wie elektrisiert, kämpfte begeistert für eine gute Sache und schien überall präsent – obwohl die Republikaner ihre Basis in Wirklichkeit viel besser mobilisierten. Auf jeden Fall **boten die Demokraten die glänzendere Show**. Man hätte sie einrahmen sollen, diese Bilder: Kerry und Bruce Springsteen bei ihrem Auftritt in Boston, Arm in Arm vor gelbem Herbstlaub, umjubelt von Tausenden. Stevie Wonder in der Joe-Louis-Arena von Detroit, wie er am Vorabend der Wahl Kerry ansagte. John Kerry war der Hollywood-Kandidat – auf dekorative Weise patriotisch, aber weltoffen. Dazu eine **filmreife Erscheinung**. Toll.

Darüber konnte man nur allzu leicht vergessen, dass Amerika auch anders sein kann: **bigott, borniert und beängstigend sendungsbewusst**. Eben wie George W. Bush. Und dieses andere Amerika ist nie weit weg – auch nicht im Bundesstaat Michigan (das sozusagen auch an der Küste liegt, über einen Atlantikzugang via Große Seen...), der einen 51-Prozent-Erfolg für Kerry vermeldete. Bush erhielt hier 48 Prozent der Stimmen, also genau umkehrt wie auf nationaler Ebene. Auf der politischen Landkarte gibt es hier sogar ein paar besonders dicke blaue Flecke: Washtenaw County mit der **Universitätsstadt Ann Arbor**, wo 63 Prozent demokratisch wählten, und die **Arbeiterstadt Detroit in Wayne County**, wo Kerry sogar auf 69 Prozent kam. Was diese Zahlen nicht verraten: Die **religiöse Rechte**, die jetzt die Macht in Amerika übernommen hat, ist hier sehr wohl präsent. Auch wenn sie nicht öffentlich in Erscheinung tritt.

Was manche vielleicht übersehen in den **Detroitern Vorstädten**, wo die deutschen Autozulieferer sitzen und immer unglaublich viele Beetles unterwegs sind, wenn VW Feierabend hat: Nicht nur am Walton Boulevard in Auburn Hills, unweit des DaimlerChrysler-Hauptquartiers, stehen **im Meilenabstand Kirchen** – oder vielmehr kahle Versammlungshallen, wo sich überwiegend evangelikale Gruppierungen treffen. Für **evangelikale Christen** ist Homosexualität Sünde, Abtreibung sowieso, und allzu gründliches Nachdenken über die Bibel ist verpönt. Außerdem sind sie **gegen die Trennung von Staat und Kirche**. Aufklärung ade.

Es ist kein Zufall, dass es im Englischen ein Wort gibt für Leute, die glauben, dass die Erde eine Scheibe ist – das sind die „**Flath-earthier**“. Amerika ist ein Land, in dem eine scheinheilige Wertediskussion die Menschen dazu bringen kann, **gegen ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen** zu stimmen: Wer vor Schwulen noch mehr Angst hat als vor Terroristen, verzichtet offenbar gern auf eine Mindestlohnerhöhung oder eine anständige Krankenversicherung, wenn das die Homo-Ehe verhindert. Das Bedürfnis nach moralischen Werten sollte allerdings nicht missverstanden werden: Moral heißt hier ausschließlich Sexualmoral. Janet Jacksons blanke Brust beim Superbowl sorgte für einen nationalen Aufschrei, der den **Untergang des Abendlandes** befürchten ließ. Dagegen die Reaktion auf die Folterbilder aus **Abu Ghureib** – war da was? Doch, einige empörten sich schon: Wie kann das Fernsehen bloß **so abscheuliche Bilder** zeigen? Skandal.

Es geht dabei aber keineswegs nur um ein paar verklemmte Moralapostel. Die **Fundamentalisten** unter den US-Christen führen längst eine Art Dschihad, bei dem es allein um den Schutz des ungeborenen Leben geht: Der neue Senator von Oklahoma, Tom Coburn, empfiehlt für Abtreibungsärzte schlicht **die Todesstrafe**. Gegen Abtreibung zu sein und gleichzeitig für die Todesstrafe, damit hat auch George W. Bush kein Problem: Während seiner Amtszeit als Gouverneur wurden **in Texas 138 Menschen hingerichtet**, so viele wie noch nie. Deshalb hat Talkmaster David Letterman einen prima Tipp parat, wie **der Präsident seinen Wahlsieg feiern** könnte: Bush solle doch einfach ein paar Videos von seinen Lieblings-Hinrichtungen in Texas heraussuchen.

**Letterman** schien übrigens außerordentlich vergnügt in seiner zweiten Sendung nach der Wahl – abgesehen von solchen hilfreichen Hinweisen ließ er auch noch einen Riesen-Kürbis hochgehen (außerhalb des Studios), allerdings ohne auf die Symbolik konkret Bezug zu nehmen. Die anderen Lästermäuler der Nation haben sich ebenfalls schon eingeschossen auf den neuen Präsidenten, der ganz der alte ist und bereits versprochen hat, zumindest das **finanzielle Desaster** im Lande durch weitere **Steuerkürzungen** zu vergrößern. Es wird ihn niemand daran hindern – auch im Kongress hat Bush jetzt eine solide republikanische Mehrheit hinter sich.

Wenn man bedenkt, was der Mann schon alles **angerichtet** hat, als er noch nicht mal richtig gewählt war; heute hat er ein eindeutiges politisches Mandat, da kann es einem schon angst und bange werden. Deshalb gibt es auf verschiedenen Websites bereits praktische Anleitungen dazu, wie man als US-Bürger erfolgreich **nach Kanada auswandert** (nicht gleich den Möbelwagen bestellen, erst einen Job suchen). Vor allem für Detroitter ein nahe liegender Gedanke: Man könnte notfalls über die Brücke fahren. Nur einen Steinwurf entfernt, auf der anderen Seite des Detroit River, ist schon Ausland. **Oh wie schön ist Kanada!** Für Fluchtgedanken besteht indessen vorerst kein Anlass: Michigans demokratische Gouverneurin Jennifer Granholm wurde im Nachbarland geboren; wir werden von einer Kanadierin regiert. Aber wer weiß, was noch kommt.

2004 von Cornelia Schaible für Wirtschaftswetter  
© Cornelia Schaible